Das Jugendleben
Friedrichs des Großen.

Von

August Lewald.

Zweiter Band.

Friedrich als König.

Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.
1847.

Das Jugendleben

Friedrichs des Großen.

Von

August Lewald.

Zweiter Band.

Rheinsberg.

Zweite, vom Verfasser durchgesehene und verbesserte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1847.

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort der ersten Auflage.

Mit wahrhaft kindlichem Glauben hänge ich an jenem Strand, den das Meer und die Wellen des Pregels bewässern, wo die Gräber meiner Eltern und Geschwister sind, wo meine Jugend blühte.

Vielleicht ist etwas von dieser Liebe aus gegenwärtigem Buche ersichtlich; mein Wille war es, sie hineinzutragen; ob der Ausdruck, die künstlerische Kraft stark genug dazu war, wage ich nicht zu bestimmen.

Hier übergebe ich nun dem Publikum diese zweite Episode aus der Jugendzeit des großen Königs, der seine Lobredner und Geschichtsschreiber längst gefunden, die würdiger an seinem Ehrentempel bauten, als ich dieß hiemit zu thun im Stande wäre.

Meine Schilderungen, die auch hier, wie im Katte, oft wörtlich den Quellen gefolgt sind und nur das von der Dichtung borgten, was die Geschichte gar nicht

enthielt oder doch mindestens dunkel ließ, sollen nichts als das Bild jener Zeit vervollständigen, indem sie die Personen dem Leser oder Beschauer sprechend und handelnd vor die Augen bringen.

Ich fühle zu wohl, daß das große Thema Rheinsberg in diesem Rahmen jedoch nicht erschöpft werden konnte. Nur in einzelnen Bildern vermochte ich zu zeigen, was sich dort Jahre lang vorbereitend gestaltete, um so die Uebergänge zur Ausgleichung und Versöhnung des blutigen Zwiespalts zu bilden, der Vater und Sohn trennte.

Manches erscheint auch hier noch gewaltsam, wie es die Zeit mit sich brachte, die erst in Friedrich ihren Bezähmer und Veredler erstehen sah.

Möge das Publikum diesem zweiten Versuche, gleich wie dem ersten, nicht abhold sein!

A. L.

I.

1.

Berlin schwamm in Freude und Entzücken. Schon aus der Ferne pflegten sich die wackern Einwohner der guten Stadt theilnehmend für Alles zu zeigen, was sich im Familienkreise des Königs zutrug, anders mußten sie sich äußern, wenn sie selbst berufen wurden, es in der Nähe mit anzuschauen.

In den Straßen der Stadt regte sich ein ungewohntes Leben; Carossen rollten dem Schlosse zu; hier hüpfte ein Schneider mit der verspäteten Arbeit auf dem Arm, dort schleppten zwei Friseur-Lehrlinge, gleichsam in Puder getaucht, eine große Kiste, in welcher das kunstvolle Gebäude schwebte, das diesen Abend den mächtigen Schädel eines hochweisen Rathes schmücken sollte. Ueberall herrschte eine lärmende Erwartung, eine rauschende Geschäftigkeit. Mit Vehemenz bereitete man sich zu dem ungewohnten Vergnügen vor, das einen großen Theil der Bewohner Berlins erwartete.

„Bist Du auch eingeladen?" — „Haben Sie eine schriftliche Invitation erhalten?" — „Ist die Frau Eheliebste auch dabei?" — „Werden Sie in der Hofequipage abgeholt werden?" Das waren in diesen Tagen die stehenden Sätze der Unterhaltung gewesen. Man hatte es oft schon gesehen, daß der gutmüthige Herrscher sich in die Gesellschaft der höhern Stände begab die zur Winterszeit unter dem Namen der Assembléen bekannt war, aber daß er selbst eine große Anzahl von Beamten und Bürgerlichen zu einer Festlichkeit in's Schloß lud, das war neu, das mußte Sensation erregen.

Der König Friedrich Wilhelm der Erste verheirathete sein ältestes Kind, die Prinzessin Friderike Sophie Wilhelmine. Das, was er und seine Vertrauten gewöhnlich die englische Intrike zu

nennen pflegte, schien im Augenblick glücklich beseitigt, wenn auch nicht vollständig besiegt; denn noch war des Kronprinzen Hand frei, und die Königin, als geborene Prinzessin von Hannover, unterstützte noch immer heimlich die englischen Werbeversuche. Oestreichs Einfluß, unterstützt von dem unermüdlichen und gewandten Diplomaten Grafen von Seckendorf, in jenem Augenblicke die bedeutungsvollste Persönlichkeit am Berliner Hofe, hatte die Oberhand errungen. In ihm vereinigten sich alle Fäden, die zwischen Wien und Berlin gespannt waren, und die auf der einen Seite der ruhmvolle Kriegsheld Prinz Eugen von Savoyen, auf der andern der schlaue Preußische Minister, General von Grumbkow, in den Händen hielt. Reiche Versprechungen entströmten von dort; unersättliches Begehren, zum Theil durch die knappe Wirthschaft des Königs erzeugt, harrten ihrer hier; aber die Versprechungen wurden nicht zur Hälfte erfüllt, und darum blieb das Begehren stets unbefriedigt und den versuchendsten Lockungen jeder Weg offen.

Auch das reiche England ließ es wohl an Versprechungen nicht fehlen. War es aber von seinen Diplomaten nicht so gut bedient, die nicht so wie Seckendorf immer wachsam lauerten und über jeden Vorgang nach Hause berichteten, oder war es die angeborene Abneigung des preußischen Königs gegen England und dessen persönliche Pietät für den deutschen Kaiser — Beides wirkte sehr ungünstig auf die Unternehmungen und vereitelte alle, scheinbar noch so sicher vorbereiteten Erfolge.

Die kluge, sarcastische Prinzessin, die ihre Umgebung vollkommen durchschaute und sie auch sicher beherrscht haben würde, wenn dies bei der rauhen Natur ihres Vaters mit Waffen des Verstandes allein möglich gewesen wäre, hatte nun von den ihr vorgeschlagenen Freiern denjenigen gewählt, den sie gar nicht persönlich kannte. Die Andern erschienen ihr so unausstehlich, daß sie bei dieser blinden Wahl nichts zu wagen hoffen durfte. Und in der That fand sich ihr Bräutigam, der Erprinz von Baireuth, als ein schöner Herr, von ritterlichem Aussehen und von weichem, liebenswürdigen Betragen, wohl gemacht, von seiner Braut dieser persönlichen Eigenschaften wegen gewählt zu werden, auch wenn sie nicht von allen Seiten gedrängt ihm ihre Hand hätte geben müssen. Denn es ist noch zu erwähnen, daß die Prinzessin bereits im vierundzwanzigsten Jahre stand und mithin jenen Grad der Reife erlangt hatte, in dem mit der Wahl des Gatten zu zögern für Mädchen jedes Standes leicht gefährlich werden kann.

Leider wurden nur die Vorzüge des Prinzen von Baireuth

von Mängeln überwogen, die das Glück der Braut trüben mußten. Ihr Geist überflügelte den seinigen bedeutend, und seine Privatverhältnisse, durch die Schuldenlast seines Vaters, des regierenden Markgrafen, gedrückt, konnten nicht einmal der Prinzessin genügen, die zwar an einem durch große Sparsamkeit ausgezeichneten Hofe erzogen worden, dem jedoch überall die Würde eines weisen, geregelten Haushaltes aufgedrückt war, und dem nirgend der imponirende Glanz mangelte, wenn es in seltenen Fällen galt, das Ansehen des königlichen Ranges zu behaupten.

Die Vermählung der Prinzessin, die bereits vor mehren Tagen vor sich gegangen war, hatte eine solche Veranlassung herbeigeführt. Der König wollte nämlich in der Freude seines Herzens, die sich stets auf eine so natürliche und ungezwungene Weise zu äußern liebte, der feierlichen Einsegnung dieser Ehe eine Reihe von Festlichkeiten folgen lassen, und Bälle, Jagden und andere Ergötzlichkeiten stellten sich den courfähigen Personen in die freundlichste Perspective.

„Meine guten Berliner sollen auch einmal sehen, wie's in meinem Hause zugeht," hatte der König gesagt, und sogleich erging der Befehl, die großen Empfangs- und Prunkkammern im weitläufigen Schloße zu öffnen und an eine große Anzahl von Leuten aus der Bürgerklasse die Einladung zu einem Festballe ergehen zu lassen.

Dies Ereigniß war es nun eben, was die Stadt in so freudige Aufregung versetzte, was allen Zungen Nahrung gab, jeden Ehrgeiz stachelte, die außerordentlichsten Anstrengungen bewegte und der allgemeinen Conversation noch eine lange, bunte Nachlese versprach.

Unterdessen bekümmerte sich der König selbst um die Bewirthung seiner Gäste. Es war im November, die Zeit der Jagden. Das kalte Wetter war dem Transporte der mannichfaltigsten Delicatessen günstig, die von verschiedenen Seiten herbeigeführt wurden, um den Leuten bei der ungewöhnlichen Gelegenheit auch nichts Gewöhnliches vorzusetzen. Friedrich Wilhelm erschien hier von seiner gemüthlichsten Seite; er wollte ganz der glückliche Familienvater in seinem Hause sein, der reich genug ist, seinen Gästen Vergnügen zu machen, und seinen Stolz darin setzt, seine Einrichtung im prunkendsten Lichte zu zeigen.

Bis weit aus der Gegend von Tuchel, wo die dichtesten Waldungen sich über diee sandige Haide ausbreiten, kamen auf Wagen, die mit grünen Waidtrophäen prangten, die fabelhaften Elenthiere herbei, mit dem breiten Geweih und den langen Bärten, neben dem gewaltigen Ur, die freiesten Insassen des alten Preußen-

landes, die stets seinen herrlichsten Festen den köstlichsten Braten spenden mußten. Von den beiden Haffen brachten fliegende Eilboten, in langen Lischken und Paudeln, eigenthümlichen Behältern aus der dünnen Zwischenrinde der Bäume gefügt und mit Baumfasern verbunden, wie sie die Cassuben und Kuren am Seestrande zu verfertigen verstehen, die seltensten Stücke aus den reichen Schätzen jener Gewässer. Der prächtige Silberlachs mit dem rosenrothen Fleische unter dem feinsten Geschuppe, die schmackhafte Muräne der Ostsee, die mit dem bekannten Meeraal der südlichen Gewässer nichts als den Namen gemein hat, die fetten Flundern, Caviar und gebrannte Wasser aus dem weltberühmten Lachse zu Danzig. Von Hamburg liefen Austern und Hummern ein; von Stettin starkes Bier, welches dem englischen nicht nachstand, aus Pommern colossale Gänse, von Braunschweig die feinsten Würste. Die Köche hatten alle Hände voll zu thun und der König setzte sich mit ihnen in die unmittelbarste Berührung, indem er ihnen die Bereitungsart genau vorschrieb, da er voraussetzte, daß die, welche seinem königlichen Gaumen zusagte, auch seinen getreuen Unterthanen die angenehmste sein würde. Dabei aber schärfte er den Aufsehern des Küchendienstes auf's Genaueste ein, nichts zu verschwenden, und bei allem Ueberflusse den Widersinn zu vermeiden, das theuere Gut nicht mit Füßen zu treten, oder mit andern Worten, das Geld nicht zum Fenster hinauszuwerfen.

Ein besonderer Nachdruck sollte, nach dem Willen des Monarchen, auf die Getränke gelegt werden. Als ein durch und durch deutscher Fürst, hielt er hauptsächlich viel auf Rheinwein; den Champagner, so wie die südlichen Weine, verachtete er, und von ausländischem Gewächs fand nur noch der Ungar Gnade, jenes reine Gold, das des Menschen Fleiß aus der Traube zu keltern versteht, und das gewiß gleichen Ursprungs mit dem edeln Metalle ist, das Ungarns Erde ebenfalls in Menge birgt.

Die kostbarsten Stückfässer vom Rheine wurden bei dieser Gelegenheit geöffnet, und ihr Inhalt lief in riesengroße silberne Kannen, nach alter deutscher guter Sitte, die den herrlichen Trunk nicht dem zerbrechlichen Glase anvertrauen wollte. Hier allein war es, wo die strenge Vorschrift nicht befolgt wurde; die Küfer schütteten zwar das liebe Gut nicht unter die Füße, aber sie tranken es in reichlichen Ergüssen, und wenn der gekrönte Hausvater, der überall selbst nachsah, sie bei der Arbeit überraschte und ihr Taumeln und Lallen bemerkte, so hieß es: „es sei die Wirkung vom zu starken

Dunste des kräftigen Weines" und der König lächelte dann und sagte kein Wort darüber.

Der erste König von Preußen, ein schwacher und prachtliebender Fürst, hatte zwar seine Residenz mit einer Reihe kostbarer Prunkgemächer im Geschmacke Ludwig's XIV. ausgestattet, allein nachdem sein Sohn und Nachfolger den König von Polen in seinem Hoflager zu Dresden besucht hatte, und dort Alles vereint sah, was der raffinirteste Luxus und die geistreichste Sinnlichkeit erfinden können, und was nur die ungeheuersten Mittel herbeizuschaffen vermögen, da regte sich des sonst so einfachen Friedrich Wilhelm's Stolz, und er beschloß, seinem königlichen Nachbar, bei dessen bevorstehendem Gegenbesuche ebenfalls zu imponiren und ihm gerechte Bewunderung abzunöthigen.

Der orientalischen Weichlichkeit, so wie jedem Flitter, jeder tändelnden Spielerei, und wenn sich auch Geist und Geschmack darin verrieth, von Herzensgrunde abhold, dem feinen Kunstsinne fremd, verfiel nun der König von Preußen, dessen Wesen sich stets zum Soliden sich hinneigte, auf einen Abweg, der nur aus seinem Character erklärbar wird.

Er schmückte nämlich eine lange Reihe von Gemächern, Sälen und Gallerien lediglich mit massivem Silber. Spiegelrahmen, große Tische, ungeheuere Kronen- und Wandleuchter, Kaminsimse wurden sämmtlich aus diesem edeln Metall verfertigt; ja — damit diese Pracht nur durch sich selbst überboten werden könne — ließ er am Ende noch einem weiten Balkon eine Balustrade von gediegenem Silber hinzufügen, der als Orchester bei dem Balle dienen sollte.

Dieser schwerfällige, in seiner Art einzige Glanz sollte nun in seinem vollsten Licht gezeigt werden. Aus den weiten Röhren strebten colossale Altarkerzen empor, und widerstrahlten in den ungeheuren Spiegeln. Ein dicker Qualm zog sich daraus gegen die Decke hin und drohete dem Staate und Putze der Eingeladenen Verderben, und wirklich bemerkte Einer an dem Gesichte des Andern, nachdem er einige Zeit beim Feste verweilt hatte, die Spuren von Ruß, die sich zu dem Uebrigen wahrlich nicht recht schicken wollten.

Die Menge wogte indeß ohne Zwang in den Räumen; der König sprach mit Allen und ließ sogar einige Kaufmannsfrauen zum Tanze auffordern. Nur die Königin saß ernst da, ihrer vereitelten Hoffnung gedenkend, die Tochter einst auf dem Throne von England zu erblicken.

Die Prinzessin Braut zeigte sich an jenem Abende wieder in ihrer gewohnten lebhaften Weise; ihr feiner, boshafter Witz spielte

in allen Farben. Hier war es ein schwerfälliger Bauch einer am Hofe ungewohnten Person, dort ein lächerlicher Ausputz einer guten Bürgersfrau, vor Allem waren es aber die schwarzen Nasen, die als das Hervorstechendste in den Gesichtern auch am meisten von dem Qualme der dicken Kerzen zu leiden hatten, die ihren Spott hervorriefen. Seit langer Zeit war man nicht mehr daran gewöhnt gewesen, die Prinzessin so heiter zu sehen; Alles verwunderte sich um so mehr darüber, als sie am Tage ihrer Vermählung so überaus niedergeschlagen gewesen war.

Allein der Grund war für die mit den Verhältnissen dieses Hofes Vertrauten nicht schwer zu finden.

Man hatte gehofft, daß Friedrich, der Kronprinz, von allen Geschwistern der Prinzessin der von ihr geliebteste, der noch die schwere Last der väterlichen Ungnade zu tragen hatte, bei Gelegenheit der Vermählung seine Begnadigung erhalten würde. Allein vergebens. Keine Einladung war an ihn ergangen, der Feier beizuwohnen, und er weilte fern in Cüstrin, das ihm zu seinem Kerker angewiesen worden war, während der Vermählungsact am Hofe zu Berlin unterzeichnet wurde.

Heute endlich hatte sich die Kunde verbreitet, daß ihm verziehen sei, daß sein Kerker geöffnet worden wäre. Man erwartete ihn, obgleich so spät, noch beim Feste, und dies war es, die Hoffnung, den theuern Bruder nach so harter Prüfung, in einem so langen Zwischenraum — es war mehr als ein Jahr seitdem verflossen — wiederzusehen, was das ganze Wesen der Prinzessin umgewandelt und aus ihrer stillen Trauer eine laute Freude geschaffen hatte.

2.

Da trat ein besternter Herr zu der Prinzessin, die gerade in der Menuet zum dos à dos sich drehete und flüsterte ihr leise die Worte zu:

„Aber Sie tanzen heute auch gar zu eifrig, Hoheit, und sehen nicht, was um Sie vorgeht.“

„Da ist der Qualm der großen Kerzen Schuld,“ warf ihm lachend die Prinzessin hin.

„Aber so blicken Sie doch nur dorthin,“ fuhr Jener fort, welcher Niemand anders als der General von Grumbkow war.

Und die Prinzessin durchzuckte es wie ein Blitz und mit einer leichten Verbeugung gegen ihren Tänzer, hüpfte sie aus der Figur.

Sie hatte in der That noch nicht mit den Augen entdeckt, was der General meinte, allein ihr Herz sagte ihr, wen sie dort erblicken würde. Sie durchflog den Saal, den ein allgemeiner Tanz erfüllte; die Gestalten der Tänzer tauchten wie Schatten aus dem Dunste hervor und waren nur schwer zu erkennen. Aber unter den Tänzern erwartete sie auch nicht den zu finden, den sie suchte. Ihre Augen schweiften weiter. Da gewährte sie in einem der nächsten Säle, hinter dem Sessel der Königin, die bei einem Hombre interessirt war, einen jungen Menschen, im einfachen, grauen Kleide — und mit einem durchdringenden Ausruf, mit überströmenden Augen lief sie auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

Die Spielenden blickten befremdet und ungehalten über die Störung auf, die Gruppen der Umherstehenden lösten sich neugierig und Alles wandte sich nach den Beiden. Jetzt erst betrachtete man den stummen jungen Menschen mit Aufmerksamkeit, von dessen Anwesenheit nur Wenige Kenntniß hatten und der in seinem unscheinbaren Aufzuge kaum bemerkt worden war.

Man drängte sich näher hinzu und bald trat an die Stelle der Neugierde, was denn hier eigentlich die plötzliche Störung verursacht habe, die aufrichtigste Theilnahme, die sich in heißen Worten und freudigen Huldigungen kund gab. Nach allen Seiten verbreitete es sich „der Kronprinz ist da!“ die Musik schwieg, der Tanz war geendet, man eilte herbei, um den zu sehen, den endlich in Freiheit zu erblicken, dessen theures Leben an einem Haare gehangen hatte und der nun wieder im Hause des versöhnten Vaters erscheinen durfte. Jetzt erst empfand Jeder doppelt die Freude des Festes; jetzt erst ward seine Bedeutung Allen klar.

„Der König hat dem Kronprinzen verziehen!“ war die allgemeine Losung zur innigsten Freude.

„Vater und Sohn sind versöhnt!“ sprach mit Salbung der alte Rath, und faltete dabei die Hände.

„Der Kronprinz wird wieder nach Berlin kommen,“ sagten sich freudig die Geschäftsleute, die daraus Nutzen zu ziehen hofften.

„Aber seht nur, wie er sich verändert hat!“ sprach dieser. „Was war er sonst doch so schlank und adret, und nun ist er stark und fett geworden.“

„Das ist die Art so von unsern Prinzen allen,“ nahm hier der Kaufmann Splittgerber das Wort. „Bis zu einem gewissen Alter geht's mit ihnen hinauf, dann wachsen sie in die Breite.“

„Was er für einen kurzen Hals hat, der Kopf steckt ihm ja

ganz in den Schultern," bemerkte Madame Haude, die Frau des berühmten Buchdruckers.

„Das kommt vom Civilrocke," warf die stolze Frau von Rümpler hin, deren Mann Regiments-Quartiermeister war. „In der Uniform sieht ein junger Mensch freilich zierlicher aus."

„Das kommt vom Schwitzen über den Akten, Mesdames!" rief der reiche Lipmann Magnus, der Hoflieferant, der die stillschweigende Erlaubniß hatte, einen blauen Rock mit rothem Kragen und eine gelbe Militärweste zu tragen und durch das specielle Vertrauen Sr. Majestät eines gewissen Ansehens genoß.

„Ich bemerke so eben," fiel ihm der Junker von Taubadel in's Wort, der nicht im Geringsten stolz war und Lipmann's vertraute Bekanntschaft längst gemacht hatte, „daß das Acoutrement des Kronprinzen noch eine ganz eigene Bewandtniß hat. Das hechtgraue Kleid mit der schmalen Silberlitze ist dasselbe, in dem der unglückliche Katte hatte entfliehen wollen. Ich besuchte ihn in seinem Kerker, den armen Jungen, und sah ihn darin. Das ist doch wahrhaftig seltsam, in diesem Anzuge gerade auf den Ball zu kommen."

„Ueberspannte Geschichten," brummte Lipmann Magnus, „wer kennt sich aus auf die heutige junge Welt! Der Kronprinz ist ein Phantast, und sie werden sehen, Mesdames, daß wir einen guten Herrn an ihm haben werden, wenn wir's erleben nämlich. Der liebe Gott schenke dem König noch tausend Jahr! Sie werden sehen, er wird in Frieden sein Land regieren, wenn wir's erleben nämlich, denn er liebt sehr die Wissenschaften."

Hier begann die Musik auf's Neue; der Junker forderte eine Dame auf; die älteren Frauen nahmen Platz, um dem Tanze zuzuschauen, und der Hoflieferant trat, mit den Händen an seiner langherabhängenden Uhrkette spielend und klimpernd, dem Kronprinzen etwas näher, um von ihm bemerkt zu werden.

Daran war aber nicht zu denken.

Die Geschwister hatten sich in eine Fensternische gestellt und waren im tiefsten Gespräche. Sie schienen Alles, was sich um sie begab, vergessen zu haben und gehörten nur sich an. Mußten sie denn nicht ihre Herzen vor einander öffnen, unbekümmert darum, ob sie belauscht werden könnten?

Die laute Heiterkeit der Prinzessin stach jedoch merklich ab gegen das trübe, einsylbige Wesen des Kronprinzen. Bei ihr drängte die Freude der Gegenwart jede traurige Erinnerung zurück; sie sah nun Alles im schönsten Lichte und selbst ihre Zukunft in

Baireuth zeigte sich ihr in den lachendsten Farben. Dem tieferen Gemüthe des Kronprinzen war es jedoch nicht möglich, sich von der Freude des Wiedersehens so gänzlich beherrschen zu lassen. Ihm hatte die Vergangenheit zu tiefe Wunden geschlagen, und die Zukunft verhüllte sich ihm noch zu sehr, als daß er nicht ernste Betrachtungen darüber anstellen sollte.

Der graue, einfache Rock, den er trug, war ihm theuer; er hatte sich gelobt, ihn stets wie ein Heiligthum zu betrachten. Es war in der That jenes Kleid des unglücklichen Freundes, der seine Hingebung für ihn mit seinem jungen Blute besiegelt hatte. Aber er hatte sich eben so das Wort gegeben, diesen Rock nur so lange zu tragen, bis daß ihm sein Vater erlaubt haben würde, das Kleid der Ehre wieder anzulegen und in die Reihen der Krieger treten zu dürfen, zu denen sein hoher Beruf ihn gesellte.

Noch war ihm dies nicht vergönnt. Diese Schmach drückte ihn doppelt hier am Hofe, bei dem glänzenden Feste. Diese Demüthigung war ihm das härteste, was ihm der strenge Vater noch auferlegen konnte. Alle Bitten, die er und seine Freunde an den König gerichtet, waren abgeschlagen worden. Wie er zur Zeit der Ungnade nur der Oberst Fritze genannt wurde, so hieß er jetzt im Augenblick der Versöhnung, nur der Kriegsrath Fritze, und er schämte sich so nur stets die Zielscheibe eines unverdienten und ungerechten Hohnes zu sein. Hätte er nicht befürchten müssen, das Uebel ärger zu machen und wäre es nicht auf das inständige Zureden seiner Freunde geschehen, er würde der Königlichen Erlaubniß nicht nachgekommen und bei dem Feste sicher nicht erschienen sein.

Um die gütige, theilnehmende Schwester nicht auf's Neue zu betrüben, drängte er aber diese Gefühle zurück und schützte Kopfweh vor, um sich zu entschuldigen, daß die Aeußerungen seiner Freude nicht so laut waren und hinter den ihrigen zurückblieben.

Sie bestürmte ihn mit Fragen über sein Leben in der Gefangenschaft. Die Töchter des Kammerpräsidenten von Münchow, mit denen sie im Briefwechsel stand, hatten ihr zwar Vieles davon mitgetheilt, allein sie wollte dies Alles nun aus dem Munde ihres Bruders bestätigt wissen.

Münchow, der herzliche, theilnehmende Mann, war dem gefangenen Kronprinzen wie sein Schutzengel erschienen. Als er noch in strengster Haft saß, ließ Münchow seinem jüngsten Sohne einen Rock mit großen Taschen eigens verfertigen, um heimlich allerlei nothwendige und angenehme Gegenstände in den Kerker

bringen zu können. Bücher und Feuerzeug, Schreibmaterialien, Kerzen, guter Wein und Näschereien, Alles erhielt so der Gefangene. Durch eine Oeffnung, die der Präsident selbst in die Decke des Gefängnisses practicirte, sprach er mit dem Kronprinzen, um seine Wünsche zu hören und ihm Worte des Trostes zuzurufen. Als dann aber die Bande gelockert wurden, öffnete sich in dem Hause des Herrn von Münchow, seinem nunmehr Untergebenen — da Friedrich als Schreiber in die sogenannte Kriegs- und Domainenkammer eintreten mußte — ein geselliges Asyl der freundlichsten Art. Außer der gebildeten Familie des Präsidenten sah man dort einen Verein froher liebenswürdiger Menschen. Dem Herzen des jungen Prinzen, das stets den Gefühlen der Freundschaft so offen sich zeigte, erschien dies als ein lindernder Balsam für die früher geschlagenen Wunden, aber ein noch süßerer Trost bereitete sich ihm daraus, ein beglückenderes Sein umfing ihn, ein schönes, hohes Weib erfüllte ihn ganz. Dies Alles ließ ihn hier mit Wehmuth an seine Gefangenschaft in Cüstrin zurückdenken, wo er sich in der goldensten Freiheit bewegte, im Vergleich zu diesem Hofe, wo ihn Alles daran erinnerte, daß er nur ein zur Hälfte begnadigter Verbrecher sei. Dort, wo jeder Gegenstand ihn an seine überstandenen Leiden mahnte, gedachte er ihrer gern, er fühlte, daß er sie sühnte und der blutige Schatten seines Freundes umschwebte ihn in jedem Augenblicke und er durfte ungestört zu der Stelle wallfahrten, wo er sein letztes Lebewohl empfangen hatte und dort schwärmerische Gespräche mit ihm unterhalten. Dann glaubte er weissagende Antworten darauf zu vernehmen. Und in der That sie wurden ihm aus dem tiefinnersten Herzen.

Hier lag ihm dies Alles so fern und jeder Trost mußte verschwinden und alle seine Standhaftigkeit entweichen.

Die Schwester hatte ihm jetzt schon lange gegenüber gestanden und mit ziemlich komischer Bänglichkeit die Veränderung ihres Bruders beobachtet. Es schien ihr etwas auf der Zunge zu schweben, das sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

„Was Du auf dem Herzen hast — was Dich drückt —" lispelte sie dann leise, „ist holder Art. Gesteh' es mir zu meinem Troste — Du sehnst Dich —"

„Ich sehne mich?" warf Friedrich wie gleichgiltig hin. „Und wonach?"

„Du sehnst Dich —" sagte zögernd die Muthwillige — „Du sehnst Dich nach etwas, was Du Dir fern glaubst, während es Dir doch sehr nahe —"

„Ich weiß nicht, was Du meinst," sagte Friedrich gespannt. „Was ist mir nahe? — Etwa auf dem Balle?" setzte er dann schnell im zutraulichen Tone hinzu.

„Ich hab's!" rief jetzt lautlachend die Prinzessin, aber plötzlich zum tiefsten Ernst übergehend, ergriff sie seine Hand und sagte: „Warum mir das verheimlichen? Mir — der gutmüthigen Spionin, die Alles — Alles von Dir wissen will, wissen muß? Die schöne Frau ist hier, in Berlin, seit diesem Morgen, aber nicht auf dem Balle — sie ist incognito hier!"

Nachdem Friedrich jetzt wußte, was er wollte, stellte er sich plötzlich wieder befremdet.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, in welchem Verdachte Du mich da hast," sprach er. „So muß ich denn überall Gegenstand des Aufpassens sein. Welche Unglückliche ist es nun wieder, die ich mir erkoren haben soll? O ich bitte Dich, gib Deine Muthmaßungen auf, und vertilge sie, wo Du sie findest, sie könnten einer armen Unschuldigen Schaden bringen."

„Geh', Falscher!" sprach die Prinzessin und ließ seine Hand los, die sie in der ihrigen hielt.

„Ich falsch?" sagte er. „Und sie? Was werden sie noch Alles aus mir machen!"

Hocherröthet entfernte er sich schnell von seiner Schwester, die ihm betrübt nachsah. Er verlor sich zuerst in's Gewühl der Gäste, dann verließ er das Schloß und eilte hinaus, weit weg von all dem königlichen Glanze in die dunkelsten Straßen.

Die Prinzessin hatte eine Saite seines Herzens berührt, die stärker nachhallte, als sie wohl vermuthete. Der Kronprinz liebte wirklich — mit einer Leidenschaft, wie sie nur dem genialen Jünglinge eigen ist. Die Frau des Obersten von Wreech, geistig und körperlich gleich ausgezeichnet, war der Abgott seines Herzens geworden. Die Fessel, die ihm dieses Verhältniß seiner Natur nach auferlegen mußte, die Heimlichkeit, mit der er seine Gefühle nährte, die Scheu und Ehrbarkeit, die überall darin waltete, verliehen ihm einen höhern Reiz, eine Weihe der Heiligkeit, die ihm erhaben dünkte. Der Prinz flüchtete in diesen friedlichen Bezirk seiner Empfindung, wenn er ermattet von allen Plagen und Stürmen des Daseins schon verzweifeln zu müssen glaubte. Hier blühete ihm ein himmlischer Trost, an dem er sich aufrichten konnte, um an die schönere Zukunft zu denken. Ein Blick, ein Wort, Zeugen des tiefsten Mitgefühls, genügten zu seinem Glücke. Die Trennung von diesem Wesen ließ ihn die Wirklichkeit vernichtender empfinden.

Mit dem Gedanken an Sie irrte er umher. Er wußte sie jetzt in seiner Nähe; sie war ihm vorangeeilt und doch nicht auf dem Balle. Was wollte sie in Berlin? Konnte sie etwas hier beschäftigen, wenn er es nicht war? Und warum entzog sie sich dem Feste? warum war sie nicht Zeuge gewesen seines Wiedererscheinens bei Hofe?

So schweifte er einsam, lange umher. Es war noch ziemlich früh, denn der Ball auf dem Schlosse, der um elf Uhr, nach dem Befehle des Königs beendigt sein mußte, war noch im vollen Gange. In den Häusern sah man nur wenige Lichter brennen, denn die Leute hatten ihre Wohnungen verlassen, um sich in das Stadtviertel zu begeben, wo heute allein Glanz und Freude webten und wo es so Vieles zu sehen gab.

Fast erschöpft von seiner Wanderung hatte sich der Prinz auf eine Steinbank gesetzt, die an einem niedern Häuschen lehnte, dessen Fenster fast bis zu ihr herunter reichten. Zwei rauhe, alte Stimmen unterhielten sich darin in halbvernehmlicher Weise. Friedrich, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, schenkte ihnen anfänglich keine Aufmerksamkeit. Er gedachte eines früheren Abends, einer längst vergangenen Nacht, als er auch so, mit schwer gepreßter Brust durch die Straßen Berlins wanderte. Damals war er nicht allein. Er gedachte der begeisterten Worte, die sein jugendlich erglühter Gefährte zu ihm sprach, er sah den treuen, unerschütterlichen Blick, den er zu ihm hinaufsandte — in jener Nacht? — nein, an jenem Morgen war es, als der Unglückliche zum letzten Male das Licht des Tages sah. Jetzt überschaute Friedrich mit einem Male wieder das ganze Feld geknickter Hoffnungen, die Saat eines jungen, frischen, thatkräftigen Lebens niedergemäht von der blutigen Gewalt, und es durchschauerte ihn eisig und er sehnte sich stärker nach Trost von der Geliebten — aber ach! er fühlte sich allein, verwaist und verzweifelnd. „Nie, nie, wird sich's bessern und lichten!“ seufzte er.

Eine Stille trat jetzt wieder nach dieser Aufregung in seinem Innern hervor, und eine unendliche Wehmuth überkam ihn. Da konnten die rauhen Stimmen der alten Männer deutlicher und kräftiger zu ihm heraustönen und er verstand ihre Worte.

„Mein Himmel! was ist das?“ rief er unwillkührlich aus und er sprang auf und kniete auf die Steinbank hin und, beide Hände an die Laden krampfhaft geklammert, starrte er durch das Fenster in die kleine Stube.

Drinnen saßen zwei Greise. Der Eine, mit einem wohlfrisirten und gepuderten Kopfe, im blauen langen Militärüberrocke,

einen hohen Stock in der Hand, auf den er das Kinn stützte, saß dem Andern gegenüber, dessen graue Haare unordentlich um das bleiche, verwirrte Gesicht hingen. In dem Zimmer gab sich tiefe Armuth kund. Eine Flöte lag neben dem Lichte auf dem Tisch und im Winkel war ein Strohsack zum dürftigen Lager auf die Erde geworfen. Sonst war nichts mehr von Möbeln sichtbar, als die beiden Schemel, die den Männern als Sitze dienten.

Wer waren diese Männer? Friedrich erkannte den Einen sogleich. Das ganze Trauerspiel seiner Jugend rollte sich im deutlichsten Lichte vor ihm auf, und er sah hier das erschütterndste Nachspiel, das nach der blutigen Catastrophe nur folgen konnte.

„Alter, armer Mann!“ rief der Prinz dumpf in sich hinein.

„Ach, und ihre Stimme tönte so süß, wenn sie sang, und nun kreischte sie so falsch und schneidend,“ sprach jetzt gerade der Alte mit dem wirren Gesichte im Zimmer.

Da klopfte es mit gebogenem Finger an die Scheiben. Der, welcher eben gesprochen, wischte sich mit der umgedrehten flachen Hand die Thränen aus den Augen und stand auf, um nachzusehen. Als er den bleichen Prinzen erblickte, bekreuzte er sich und taumelte in das Zimmer zurück, während aber der andere Greis hinzusprang, um ihn zu unterstützen, hatte Friedrich schnell das Schloß der Thüre untersucht, und da er es offen fand, trat er, den Hut in die Augen gedrückt, in's Zimmer.

Indessen sich diese überraschende Scene in einer, von der glänzenden Region des Hofes sehr abgelegenen Gegend der Stadt zutrug, hatten sich sämmtliche Generale zu einem Schritte vereinigt, den ihnen ein richtiges Gefühl der Ehre dictirte. Unter dem Vortritt des ersten Heerführers der preußischen Macht, des Fürsten von Dessau, näherten sie sich Sr. Majestät dem Könige, und baten in aller Ehrfurcht, den Kronprinzen der Armee zurückzugeben und ihm Rang und Uniform wieder zu verleihen.

„Die Preußischen Prinzen seien geborene Helden und gehörten dem Heere,“ so lautete der Grund, auf den sie ihr Gesuch stützten, „und nicht, wie dies bei andern Herrscherfamilien der Fall war, sei es in Preußen erhört, die Fürsten des Hauses sich einem andern Berufe, als dem der Waffen, hingeben zu sehen.“

Der König, der sich eben in sehr heiterer Stimmung befand und dem die ganze Art und Weise dieser Erklärung sehr gefallen mochte, sagte den würdigen Bittstellern zu, daß er dem Kronprinzen erlauben wolle, vorläufig beim morgigen Diner, das der Graf

von Seckendorf gab, in der Uniform seines Regiments zu erscheinen. Das Uebrige werde sich dann schon finden.

Sogleich vertheilte man sich überall, um dem geliebten Prinzen diese Nachricht zu bringen, aber mit Trauer und Besorgniß bemerkte man, daß er nirgends zu finden; des Königs Züge verdüsterten sich merklich, als man ihm diese Meldung hinterbrachte.

3.

Wir blicken wieder in das kleine Zimmer.

So wie der Alte im Militärüberrock den Eintretenden bemerkt hatte, ließ er den Andern, dem eine Ohnmacht drohte, in den Sessel zurücksinken und trat entrüstet und mit Würde einen Schritt vor, um Jenen wegen der plötzlichen Störung zur Rede zu stellen. Sein Blick schien getrübt, und er sah daher mit vorgehaltener Hand, die er wie einen Schirm über das Auge deckte, lange nach dem Prinzen hin, bis er ihn erkannte. Jetzt wandte er sich ab, und es war rührend, wie auch dieser Greis nunmehr seine Fassung verlor, und sich mit großer Mühe nur noch aufrecht erhielt, indem er den Rand des Tisches faßte, um sich daran zu halten.

Tiefe Stille herrschte; Niemand war eines Wortes mächtig. Friedrich war der erste, der sich dann ermannte.

Er drückte sein Erstaunen darüber aus, den alten General von Wartensleben hier zu finden. Die ehrwürdige Erscheinung mußte ihn in der Stimmung jenes Augenblicks um so mehr erschüttert haben. War es nicht ein Wink des Himmels, sich der Vergangenheit nicht zu entschlagen?

Seine Stimme bebte, als er dies ausdrückte, und Thränen, deren sich ein Mann nicht zu schämen brauchte, füllten das Auge des Jünglings. Es war die heilige Sühne dem Schatten des gefallenen Freundes! Die erste Nacht, die er wieder dort verlebte, wo er ihn zuletzt verlassen, sollte ganz seinem Andenken geweiht sein. — —

„Wer ist aber jener Greis?“ fragte Friedrich, nachdem ihm der alte Wartensleben, statt aller Antwort, den treuen Händedruck gespendet hatte.

Da erhob sich die andere, zusammengebückte Schmerzensgestalt, schüttelte die grauen langen Haare aus dem bleichen Gesicht, streckte sich und stand nun gerade, wie ein Gespenst, dem Prinzen gegenüber.

„Kennen Sie denn nicht mehr den alten Cantor Ritter?“ tönte die dumpfe Stimme, wie aus dem Grabe kommend.

„Mein Gott! Ritter! wie verändert? und Doris?“ rief der Kronprinz.

„Ach, sie sang so schön und so rein,“ wimmerte der alte Mann, „und nun kreischte sie und so falsch, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen, als sie gepeitscht wurde.“

Der General von Wartensleben winkte mit der Hand, daß der Kronprinz mit dem Zustande Ritters Nachsicht haben und keine weitere Fragen an ihn stellen möge.

Friedrich merkte nun, daß er einen Irrsinnigen vor sich habe, und schwieg für den Augenblick, entschlossen, andern Tages bei der schönen Doris selbst über den Zustand ihres Vaters Erkundigung einzuziehen und sich seiner thätig anzunehmen.

Aber der Alte fing nach einer kurzen Pause von selbst an, seine Klage zu erheben.

„Sie war so schön,“ sprach er, „und so gut, und hat keinen Wurm in der weiten Schöpfung beleidigt. Sie können das nicht wissen, denn Eure Königliche Hoheit kannten sie ja kaum, und haben nur ein paarmal ihren hellen Gesang bewundert. Aber das werden Sie gestehen müssen, daß ihre Stimme rein war, und so rein war auch ihr Herz — das sage ich, der arme, unglückliche Vater.“

„Was geschah mit dem Mädchen?“ fiel Friedrich nun dem Alten in's Wort, von einer unerklärlichen Angst ergriffen.

„Das wissen Eure Königliche Hoheit nicht einmal?“ fragte der Vater mit herzzerschneidendem Tone. „Das sollten Sie nicht wissen? Oh, spotten Sie nicht eines alten wahnwitzigen Mannes, der durch sie Alles verloren hat, bis auf seinen Verstand. Würde mir der König, wie Ihrem Freund Katte, den Kopf vor die Füße haben legen lassen, mir wäre besser, als jetzt!“

Vergebens drang Friedrich in ihn, ihm das fürchterliche Geheimniß zu lüften; das war ein so unermeßlicher Schmerz, der sich nicht abfragen ließ. Nur wenn das Herz überfloß, entströmte auch die Klage von Neuem.

Nach einer tiefen Pause begann der Alte wieder:

„An einem Morgen trat Wache zu uns ein, und ein rauher Mann packte mein unglückliches Kind mit starken Fäusten. — Was hat meine Doris verbrochen? rief ich fast todt vor Schrecken. Sie aber lächelte mit dem holdseligen Munde, und mit ihrer Engelsstimme sprach sie: es wird ein Irrthum sein, alter Vater, fürchtet

nichts für mich! Dann aber wandte sie sich zu dem Manne und redete sanfte Worte zu ihm. Zerrt mich doch nicht so, sprach sie, Ihr thut mir ja weh! was soll's denn? ich gehe ja geduldig mit Euch hin, wo Ihr wollt. Ich werde, das schwache Mädchen, Euch doch wohl keinen Widerstand leisten. — Er aber überhörte das Alles, denn er rief gerade seinen Knechten, die draußen vor der Thüre gewartet hatten, und die nun mit großem Getöse in unser kleines, friedliches Zimmer drangen und — alle drei — o Gott im Himmel! verzeihe mir, wenn ich dein Geschöpf vermaledeie! — alle drei, wie tolle, wüthige Bestien, über mein armes Kind herfielen und ihm die zarten weißen Aermchen auf den Rücken festbanden. Da verließen mich die Sinne; ohnmächtig, wie ich war, greife ich nach meinem Stock, ich hatte ja keine andere Waffe, und schlage blindlings nach den Räubern, diese aber schleudern mich in einen Winkel und reißen hohnlachend mein Kind mit sich fort. Pfusch' uns nicht in's Handwerk! schrie einer von ihnen. Ach, ich glaube, daß ich in der blinden Wuth selbst meine Doris getroffen hatte."

Friedrich saß in der fürchterlichsten Spannung dem Alten gegenüber, der jetzt wieder schwieg und nach Kraft rang, um seine Erzählung der schrecklichen Begebenheit vollenden zu können.

„Und weshalb das Alles?" rief Friedrich, und sah bald diesen, bald jenen der Greise forschend an; „was hatte die Unglückliche verbrochen?"

Aber sie antworteten ihm nicht auf diese Frage; sondern der Cantor fuhr abermals nach einer langen Pause ungefragt weiter fort:

„Ich ermannte mich und folgte den Wilden, die ich schon am untern Ende der Straße erblickte, von einer tobenden Menschenmasse umgeben. Sie hatten nun mit ihr die Ecke erreicht, da wo die Gassen sich kreuzen; hier machten sie Halt. Um Gott, was soll geschehen? fragte ich mich. Ein großer Kreis von Bütteln, Schergen und Wachen bildete sich schnell; draußen stand das neugierige Volk, und wie ich dazu kam, war mir die Aussicht versperrt; ich konnte nicht bemerken, was geschah. Aber ein durchdringender Schrei traf mein Ohr, dann wieder einer, ein gräßliches, fürchterliches Gekreisch, wie es nur der unbändigste Schmerz einer gequälten Menschenbrust entreißen kann. Jetzt hielt ich mich nicht; mit meinen Armen und Ellenbogen drückte ich in die Masse, die — als sie mich erkannte — zurückwich, und nun sah ich — o Gott! wie sie mein Kind peitschten — mit Ruthen peitschten auf dem

entblößten Rücken — und ich sank leblos auf das Straßenpflaster nieder."

"Was aber sagten sie Euch, die Unmenschen, in wessen Namen vollzogen sie diese schmachvolle Execution, welches Verbrechen hatte solche Strafe hervorgerufen?" fragte an allen Gliedern zitternd der Kronprinz.

"Wie ich wieder zu mir kam, hatten mich die Leute auf die Seite gebracht. Ich lag auf einer Steinbank, unter dem Thore eines großen Hauses; zwei alte Weiber standen neben mir und warteten meines Erwachens. Der erste Augenblick war recht beglückend für mich, denn ich glaubte, einen schweren Traum gehabt zu haben, und wollte mich erheben, um nach Hause zu gehen, wo ich wähnte, daß meine Doris mich freundlich erwarten würde, wie sie gestern noch und immer gethan, wenn ich nach einem langen Ausgange zu ihr kam, und sie mit dem spärlichen Mahle, das sie selbst bereitet hatte, mir entgegen trat. Ach, als ich mich aber erhob und den Platz mit den Ruthen bedeckt sah, da wischte ich mir die Augen und sah wieder klar, und fragte die alten Weiber neben mir: wo sind sie hin mit meiner Tochter? ach Gott, wo ist meine Doris? — Und auch an den Weibern sah ich jetzt verweinte Augen, und sie antworteten mir nicht. Da riß ich mich los von ihnen, die mich zurückhalten wollten, und schwankte wahnsinnig davon. Ich durchlief die Stadt und fand keine Spur mehr von dem traurigen Vorgange, der sie noch vor Kurzem, wie ich in der Ohnmacht gelegen, wohl in den heftigsten Tumult versetzt hatte. Ich ging nach meiner Wohnung; aber sie war leer; ich saß in meinem stummen Schmerze allein, und Niemand kam, mich zu trösten — da erschien, als der Abend dämmerte, ein trauter Gast, ich weiß ihn nicht zu nennen, aber er brachte mir Ruhe —, und ich nahm meine Flöte und blies — und ward nun wunderseltsam glücklich — und seitdem ist dieser Tröster noch oftmals bei mir eingekehrt — —"

Er stierte vor sich hin, lächelte schmerzlich, griff nach der Flöte und blies einige schwermüthige Gänge.

"Ja das ist mir ein lieber Gast," sprach er dann dazwischen, und wie es auch angesehen werden mag, das gestehe ich offen, er ist mir lieber als Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz von Preußen, der ihn verscheucht und alle Schmerzen wieder heraufbeschwört, die vor jenem entweichen und ganz stille, stille bleiben. Aber der Kronprinz bringt mir und meiner Doris einmal nichts als Unheil. Weil er sie gern singen gehört und ihre schöne Stimme

gepriesen, haben sie dem Könige gesagt, er stelle ihr auf unerlaubte Weise nach und treibe Unzucht mit ihr und nun wurde sie an allen Straßenecken und vor der Hauptwache mit Ruthen gestrichen und jetzt sitzt sie gar im Spinnhaus. —"

Er weinte laut. —

„Und deshalb diese fürchterliche Strafe, weil des Mädchens Stimme mir gefallen?" schrie Friedrich. „Welcher Teufel gibt meinem Vater solche Rathschläge? In seinem Herzen können diese Unthaten nicht keimen — nein! sein Herz ist streng, aber —"

Er wollte wahrscheinlich gerecht hinzusetzen, jedoch ein Blick auf den alten Wartensleben drängte das Wort zurück.

„Sprechen's Ew. Königliche Hoheit man aus," sagte aber dieser mit sichtbar erzwungener Ruhe, „sprechen Sie's man aus. Der König ist gerecht und das Bluturtheil, das mich meine liebste Freude auf Erden raubte und meinen alten Kopp mit Schmach bedeckt, traf den Verräther. Ein Offizier, der geschworen hat und den Eid bricht, ist man nischt Anders werth als den Tod."

„Haben Sie Mitleid mit mir!" rief der Kronprinz. „Mir sagen Sie das, und ich — ich lebe noch, während er büßte, was ich verbrochen? Nein — ehrwürdiger Greis! nicht gerecht ist der König, sonst lebte Ihr Sohn und ich läge verscharrt an seiner Stelle!"

Der alte Wartensleben erwiderte mit sanfter, zitternder Stimme; seine innere Bewegung hatte den äußersten Grad erreicht:

„Ja, mein gnädigster Prinz, der König ist dennoch gerecht; aber — jenu — gnädig ist er mal nicht, sonst hätte er auf das Flehen und die Bitten eines sehr alten Mannes gehört — eines alten Krüppels, der zum Dienste des römischen Reichs sein Leib und Leben so oft dargestellt und Seiner Majestät bis dahero stets treu und redlich gedient hat. Er hätte auch die Thränen von dem Vater des unglücklichen Menschen trocknen sollen, der nicht weniger zum Dienst Seiner Königlichen Majestät und des Königlichen Hauses sich so oftermals aufzuopfern gesucht. Er hätte dem armen Will'm ja nur das Leben schenken dürfen — das armselige Leben — auf daß er seine begangenen Fehler recht erkennen und darüber herzliche Reue empfinden konnte. Gewiß, der allmächtige Gott hätte auf mein Beten und Bitten es vor den König und seinem Hause an reichliche Vergeltung nicht fehlen lassen, was er mir alten, betrübten Mann in höchsten Gnaden accordiret. — Ja gerecht ist er — Ihr Vater — aber streng — mein gnädigster Prinz!"

Die Thränen rannen dem Greise über die Wangen. Der

Cantor war aufgestanden und blies dazwischen ganz leise auf der Flöte. Friedrich saß wie vernichtet.

„Mußte ich darum meinen Kerker verlassen, um sogleich dieses Grauenhafte zu erleben?“ rief er aus; „warum ließ man mich nicht lieber in meiner Abgeschiedenheit von der Welt, wenn ich nur dazu berufen sein soll, der Zeuge solcher Scenen zu sein? — Hört mich, alter Vater,“ sagte er dann, des alten Ritters Hand ergreifend, „an der Aeußerung meines Schmerzes könnt ihr seine Größe wahrlich nicht ermessen. Euer Kind Euch in diesem Augenblicke wiederzugeben, bin ich eben so wenig im Stande, als ich jene schreckliche Behandlung, die sie erdulden mußte, ungeschehen machen könnte. Jede Bitte würde unerhört von meinem Vater zurückgewiesen, ja sie könnte das traurige Loos Eures Kindes noch vergrößern. Aber ich werde ihren Aufenthalt im Gefängniß ihr erleichtern; ich besitze Freunde, die dies vermögen und nehmt mein Wort darauf, daß es schon morgen mein ernstlichstes Bestreben sein wird. Die arme Unschuldige soll nicht wie eine Verbrecherin gehalten sein; sie soll bis auf die Freiheit, das Gefängniß zu verlassen, schon jetzt Alles besitzen, was diese im uneingeschränktesten Zustande ihr gewähren könnte —“

„Diesen Trost haben wir schon,“ sprach Wartensleben. „Ein Engel hat sich vor die Unglückliche hülfreich angenommen. Er dringt zu sie im Gefängniß und spendet ihr Labsal. Er beschwichtigt die Wächter; die arme Doris wird gut gehalten — das wissen wir — das schreibt sie uns selbst — und der Engel überbringt uns ihre Zeilen —“

„Ein Engel?“ wiederholte Friedrich, „was sprechen sie da?“

„Ja, kann ich denn die edle Frau wohl Anders nennen?“ entgegnete der alte General. „Sie erschien uns so plötzlich, wie Euere Königliche Hoheit, an diesem Abend — sie nahm sich des Elends an und versprach Hülfe und brachte Trost —“

„Wer? Wer?“ rief Friedrich schnell —

„Ich kenne sie wohl, doch sie zu nennen ist mich verboten,“ sagte der Alte mit festem Tone. „Helfen Sie nun auch dazu, mein gnädigster Prinz, so viel Sie können — das Unglück muß einander beistehen; auch Sie sind ja nicht glücklich!“

„Doch — ich bin es — jetzt!“ sagte Friedrich mit leuchtenden Augen — „ich fühle die Nähe des Engels, der auch mir seinen himmlischen Trost spendet. Hier ist er — nicht dort bei den Festen — was soll ein Engel dort unter den Fratzen, unter Falsch-

heit und Trug? In mir lebt die Ueberzeugung, daß es ihr Walten ist, das hier beglückte, das Licht in dieses dunkle Elend brachte!"

Die letzten Worte hatte der Kronprinz mehr für sich gesprochen schon zum Weggehen gewendet. Dann aber drehete er sich noch einmal um und sagte zu dem alten Cantor:

„Seid getrost, Euere guten Stunden kommen, ich werde Euch nicht verlassen!"

Der alte Ritter war in einen brütenden Wahnsinn versunken und schaute lächelnd vor sich hin, als der Prinz diesen tröstlichen Abschied von ihm nahm. Er verstand nichts mehr davon. Draußen im Gange harrte aber ein Bedienter auf den alten Wartensleben, um ihn nach Hause zu führen.

„Helfen Sie, königliche Hoheit, wo Sie noch helfen können," sprach dieser nun, „der Himmel wird Sie gewiß dafür lohnen. Wem er schon in der Jugend so 'ne böse Zeiten sendet, den will er noch durch Prüfungen läutern und klären und wenn ich's gleich nicht mehr erleben werde, Ihre Regierung wird gewiß dereinst glorreich für Preußen sein! Mein Tagewerk ist aus; ich lebe nur noch vom Grame. Der Gram ist meine Nahrung, da zieh' ich, wie die Pflanze aus'm Wasser eine wunderbare Kräftigkeit. Was will ich denn noch mehr auf diese Welt? Freuden? o mein Jesus! Meine Kinder sind weit weg von mir — na — wo wären dann die Gleichgesinnten, die mit mich fühlen und — weinen. Da such' ich denn den alten Wahnsinn hier auf, den Ritter; da hab' ich, was ich brauche. Das ist ein noch größerer Schmerz, aber auch eine größere Gnade, denn er fühlt ja nichts davon. Der Himmel wolle ihm man vor solche Abende wie den heutigen bewahren! da fühlt er denn schonst freilich. Komm' ich aber zu ihm, so sitzen wir still nebeneinander — lange — lange — bis er um die schöne Stimme seiner Tochter zu jammern anfängt, die stets so rein sang und dann so wild und unrein zu kreischen begann. Und hierauf löst sich dann auch mein Schmerz und meine heißen Thränen rollen mir in den alten Bart. Das thut mich wohl. Später kommt mein ehrlicher Christian und leuchtet mich zu Hause. Sehen Sie, das ist mein Lebenslauf vor alle Tage, und was sollte der alte Wartensleben denn wohl noch Anderes auf die Gottes Welt zu thun haben, als dieses?" — —

Friedrich eilte mit einem sonderbar gemischten Gefühle aus dem Hause. Die Schauer des Erlebten, die alle Wunden seines Herzens lautblutend wieder aufrissen, — dann das Entzücken, die Freude, die Spur des göttlichen Wesens gefunden zu haben, das dieses Herz gänzlich erfüllte. Sie — nur sie waltete hier, das

war ihm klar. Sie kam heimlich nach Berlin, das von ihm ausgegangene Elend zu lindern, und konnte sich wohl die reinste Liebe auf andere Weise äußern? O, wie erhob ihn das Bewußtsein, so geliebt zu werden!

Der Ball hatte schon sein Ende genommen und der spät nach Hause kehrende Kronprinz durfte sich ungestört in die für ihn bereiteten Zimmer begeben. Dies war ihm nöthig, denn es wäre ihm unmöglich gewesen, in der Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, seinem Vater unter die Augen zu treten.

Er ging nicht zu Bette und der anbrechende Tag fand ihn mit überwachten Augen vor seinem Schreibtische, einige beschriebene Bogen vor sich liegend, die er aus Cüstrin mit sich gebracht hatte. Es waren die tröstlichen Ermahnungen Katte's, die ihm nach dessen Tode durch den Geistlichen eingehändigt worden waren.

Stürme zogen jetzt in seinem Innern vorüber, von raschen Thaten wurde geträumt, vorschnelle Handlungen im Geiste vollzogen. Allgemach kehrte dann aber Ruhe in das zerrissene Gemüth; der Gedanke an die Geliebte schwebte wie der Geist Gottes über dem Chaos; die Welt bot noch blumige Auen, Frühlingssonne und Freuden; die Wissenschaft strahlte noch darin, die Kunst erwärmte, die Liebe verklärte sie! Es war noch der Mühe werth, an Selbsterhaltung zu denken, es war noch schön, zu leben!

„Ich bin den Händen eines Tyrannen überlassen," waren jetzt Friedrich's ruhiger gewordene Gedanken, „und keine Macht der Welt kann mich daraus befreien. Dieses schreckliche Schicksal bringt Verderben über Alles, was mit mir auch nur auf die leiseste Weise sympathisirt. Mein Wohlwollen genügt, um Schmach und Jammer und alle Noth des Erdenleidens über die unschuldigsten Geschöpfe zu verhängen. Gott! welche Räthe sind es, die meinen Vater umgeben? Wer hinterbringt ihm die unschuldigsten Dinge von der Welt auf eine Weise, daß sie seinen Grimm erregen, der verderbend ist wie der Grimm des Löwen? Wer verleumdet mich bei meinem Vater so sehr, daß der unbedeutendste Schritt von meiner Seite ihm wie ein Majestätsverbrechen erscheint? — —

„Ruhe will ich heucheln, während es mir tobt; den Verräthern, die mich umgeben, mit Lächeln begegnen; meine Hände zu Allem bieten, was sie von mir verlangen werden.

„Aber so schnell als möglich diese Lage zu verändern, sei meine Aufgabe. Mir eine Unabhängigkeit um jeden Preis erwerben, darauf sei mein Augenmerk allein gerichtet, dies entwaffnet meine Feinde, dies schlägt ihre feilen Ränke zurück und bringt mich dem

einzigen Ziele näher, von wo ich begangenes wie unverschuldetes Unrecht werde gut machen können. Ich will sie täuschen — ja, ich will sie täuschen, aber die Welt soll mich einst wahr erschauen und dann will ich ihr Achtung abnöthigen!"

Er warf einen Blick in die vor ihm liegenden Schriften.

„Theuerster, verklärter Freund! Du bittest mich hier in Deinen letzten Stunden, ich möchte keinen Groll gegen den König, meinen Vater, fassen, sondern ich solle die Hand Gottes in allen Verhängnissen anbeten und verehren; Du verlangst von mir, ich solle mich meinem Vater unterwerfen, Du forderst mich bei den Wunden Christi auf, dem Könige gehorsam zu sein, sowohl wegen der göttlichen Verheißungen des vierten Gebotes, als wegen der Nichtigkeit aller menschlichen Anschläge, die ohne Gott gefaßt würden — solche edle Gesinnungen erfüllten Dich in Deiner letzten Stunde — wie beschämst Du mich! Dein blutiger Schatten ist es, der aus diesen Zügen zu mir spricht! Wie fest sind diese Züge, wie stark war die Hand, welche sie formte; welche Kraft in der letzten entscheidenden Stunde! Ich will mich bestreben, ihr gleich zu kommen!"

Hier wurden die Generale gemeldet. Es war zwar noch frühe am Tage, aber sie gaben ein wichtiges Anliegen im Vorzimmer an. Der Kronprinz verschloß Katte's Testament und befahl, sie vorzulassen.

Es war der Dessauer, von denselben Herren gefolgt, die Abends vorher von dem Könige die Gnade erwirkt hatten, daß der Kronprinz bei dem Diner des Grafen Seckendorf in der Uniform seines Regiments erscheinen dürfe. Der Fürst von Anhalt-Dessau übergab Friedrich selbst den Offiziersdegen mit dem Port d'Epée; im Vorzimmer waren dem Kammerdiener die sämmtlichen Uniformsstücke überantwortet worden.

Der Kronprinz nahm Alles mit Kälte und ziemlich theilnahmlos hin; die Generale entfernten sich, nicht wenig befrembet über den Empfang, nur der Dessauer blieb, um ein Wort im Vertrauen zu sprechen.

Er wollte dem Kronprinzen nicht verhehlen, sagte er, daß Seine Majestät mit Verdruß die schnelle Entfernung vom Balle, so wie die auffallende Kälte beim Wiedersehen bemerkt habe. Dies mißfalle dem Könige, da er nur daraus auf zwei Dinge folgern könne. Entweder thue der Kronprinz sich Zwang an und dann wäre dies sehr beleidigend gegen den König, oder er sei unempfindlich und bösen Herzens. Auf solche Weise könne nie der

Frieden im Königlichen Hause heimisch werden. Er bäte daher den Kronprinzen, sein Betragen zu ändern und dem gütigen Vater und dem ganzen Hofe sein volles Vertrauen zu schenken, da sie ihm Alle mit Liebe und wahrer Ergebenheit zugethan wären.

Friedrich hörte diese Rede ruhig an, ohne sie auch nur mit einer Miene zu unterbrechen, dann aber entließ er den Fürsten von Dessau mit der Erklärung: Er sei stets wie immer, das heißt, von Gehorsam für den König erfüllt, so wie in die Gesinnungen der Andern kein Mißtrauen setzend, könne aber nichts dafür, daß seine Stimmung ihm verbiete, an rauschenden Vergnügungen anders Theil zu nehmen, als auf eine passive Weise, eben so könne er seine Gefühle nicht äußerlich zur Schau tragen.

Darauf kleidete er sich in die Uniform, und begab sich zum Könige, um ihm seinen Dank abzustatten.

4.

„Ich habe denen Herren, so für Dich Fürbitte eingelegt, Gehör gegeben und erlaubt, daß Du den blauen Rock für heute wieder anlegen darfst,“ mit diesen Worten empfing der Vater den Sohn.

„Ich danke meinem gnädigen Herrn und König für dieses Zeichen der Gnade,“ erwiederte der Kronprinz, ein Knie beugend.

„Gerade gestanden!“ commandirte Friedrich Wilhelm, und die Pfeife wegstellend, aus der er noch schnell einige lange Züge that, durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer. „Mein Leib ist so geschwächt durch all den Kummer und Verdruß,“ setzte er dann hinzu, „daß ich mein Liebstes noch ganz werde lassen müssen — das Rauchen! Ja, ja, so geht's!“

Friedrich blieb stumm. Der König setzte seine Promenade fort.

„Ich hatte gehofft, Euch anders wiederzusehen,“ sprach er im Gehen, „Ihr seid noch immer verstockt und könnt die Nücken nicht lassen, die leid' ich nun aber nicht einmal an einem litthauischen Pferd, geschweige an einem Menschen. Sprecht nicht; Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen. Hört mich nur an. Ich zweifle noch immer daran, daß Ihr mich liebet. Ihr zeigt kein Empressement. War das gestern ein kühles Wesen, als Ihr ankamt! Eure Schwester hupfte und sprang und vergaß, daß sie eine Prinzessin ist. So etwas gefällt mir. In solchen Momenten muß das Herz epanchiren. Aber Ihr zeigtet einmal wieder, daß Ihr von dergleichen Dingen nichts empfindet. Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nun-

mehr vor Jahr und Tag passirt ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführt, auch was für ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen muß, habe ich Alles in der Welt gethan, mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Manne zu machen, und habe Euch auf's Alleräußerste und Härteste tractiret, in der Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehen und eine andere Conduite annehmen, aber Alles umsonst; Eure Fauten scheint Ihr gar nicht zu bereuen, sondern Eure Verstocktheit scheint nur noch zu wachsen. Wenn ein junger Mensch Sottisen thut in Courtisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonniren, aber vorsätzlich in seinen Lacheteten zu beharren und garstige Action verüben, bleibt impardonnable für alle Zeiten. Ihr meint wohl mit Euerm Eigensinne durchzukommen; aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechszig und siebenzig Jahre-alt wärst, so sollst Du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen Jedermann souteniret, wird es mir auch nicht an Mitteln fehlen, Dich zur Raison zu bringen."

„Gnädigster Vater," sagte der Kronprinz mit Resignation, „ich war auf solchen Empfang zwar nicht vorbereitet, allein ich unterwerfe mich in allen Stücken dem Willen meines Herrn und Königs, der mir stets als Gesetz gelten soll."

„Wenn dies Dein ernstliches Vorhaben ist," entgegnete hierauf Friedrich Wilhelm, „und nicht bloß Sparjement und Papperlapapp, so beweis mir's auch."

Der Ton des Königs, der sehr heftig geworden war, wurde jetzt etwas milder.

„Zeige mehr Vertrauen zu Deinem Vater," fuhr er schnell fort, „bedenke doch nur, daß Alles, was ich zum Agrandissement des Hauses, der Armee und der Finanzen thue, nur für Dich ist und Dir einst zu Gute kommt, wenn Du Dich dessen würdig machst. Du mußtest längst eingesehen haben, wie ich Alles gethan, um Deine Freundschaft zu gewinnen, aber mir scheint's man umsonst und diese Worte verwehen auch in den Wind."

Der Kronprinz schien von dieser Aeußerung des Königs schmerzhaft berührt zu werden. Man bemerkte seinen inneren Kampf. Dem Vater hätte er nun so gern sein Herz geöffnet, allein was er erst noch in der vorigen Nacht erfahren, schnürte ihm die Brust zusammen und das Wort erstickte ihm auf der Zunge. Ob sein ganzes Wesen sich auch gegen sein Schweigen empörte, er konnte nicht Anders in diesem Augenblicke. Eine lange Pause entstand.

„Mein Vater überhäuft mich mit Vorwürfen, die ich nicht mehr zu verdienen glaube," sagte Friedrich endlich. „Ich trug die Strafe, die über mich verhängt wurde, mit Standhaftigkeit und fest entschlossen, gebessert aus dieser Prüfung hervorzugehen. In diesem Augenblicke erscheine ich hier, für eine Gnade zu danken, die erste, deren ich mich seit langer Zeit wieder zu erfreuen hatte. Sein Sie mir gnädig, Vater, lassen Sie sich erweichen! ich verabscheue fortan Alles, was wie Capricen aussehen könnte und aus einem opiniatren Herzen zu kommen scheint, und will mich ganz nach dem Befehle und den Wünschen meines Vaters richten."

„So Du das wirklich und wahrhaftig thun wirst," sagte der König, „wirst Du die guten Folgen leicht entdecken. Denn sieh nur, was Deine frühere Aufführung für Dich für Früchte trug. Seit etlicher Zeit, daß Du weg warst, hat in Preußen und in Berlin kein Mensch nach Dir gefragt, ob Du auch nur noch in der Welt warst. Und wäre nicht Einer oder der Andere aus Cüstrin gekommen und hätte erzählt, daß Du Ballon spielst und einen französischen Haarbeutel trügest, so hätte man nicht gewußt, ob Du lebtest oder todt seiest. Rede mir nur nichts darein, da hilft keine Vertheidigung, ich weiß, was ich weiß, aber ich will Dir dieses nicht eben zu hoch anrechnen. Nur gegen die Religion sollst Du mir nicht fehlen. Sage mir, ob es wahr ist, was man mir hinterbracht, daß Du glaubst, die Sünde entspringe aus Gott, und unser Heiland, Jesus Christus, sei nicht für alle Menschen gestorben."

„O wollten Sie doch, gnädigster Herr und Vater, solchen Zwischenträgern für ewig Ihr Ohr verschließen. Ich bekenne hiemit hoch und theuer, daß ich durch die stillen Betrachtungen, die ich während meiner einsamen Gefangenschaft anstellen konnte, so wie durch die belehrenden Ermahnungen des mir durch Ihre Gnade zugesandten Geistlichen überzeugt, vollkommen den christlichen Gesinnungen Eurer Königlichen Majestät beipflichte."

Der König blieb hier stehen, faßte ihn scharf und durchdringend ins Auge und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter.

„Ich glaube Dir!" sprach er dann, „und dies beruhigt mich. Wenn in Zukunft Gottlose es sich beigehen lassen sollten, Dich von Deinen Pflichten gegen Gott, den König und das Vaterland abwendig zu machen, so falle gleich auf Deine Knie und bete inbrünstig, daß der heilige Geist Dich vor solchen bösen Zuflüsterungen bewahren und auf bessere Wege bringen möchte. Geht Dir sodann ein solches Gebet von Herzen, so wird Jesus Christus, der alle Menschen selig haben will, Dich auch nicht unerhört lassen."

Der Prinz legte stumm seine Hand wie zur Betheuerung auf die Brust.

„Wenn's so mit Dir bestellt ist, wie ich jetzt sehe," sagte hierauf der König nicht ohne Rührung, „so freue ich mich Deines Hierseins und will Dir von Herzen vergeben. Nun sei wieder ganz mein Sohn. Du wirst wissen, daß ich bereits die künftige Kronprinzessin erwählt habe. Sie war gestern auf dem Balle und Du thatest Unrecht Dich nicht um ihre Gunst zu bewerben. Es ist die Prinzessin von Bevern, die Tochter meines Herzensfreundes, und ein durch und durch gutes Geschöpf, das Dich wahrhaft glücklich machen will. Sie ist schön von Person, groß und wohlgebaut und die rothen Flecken, so Du vielleicht an ihr remarkiren wirst, vergehen wieder, wesmaßen sie nur von den Blattern herrühren, von denen die Prinzessin vor Kurzem ganz unvermuthet befallen worden."

Friedrich stand stumm und regungslos.

„Deine Entfernung von dem gestrigen Feste hat mich im Anfang wohl crepiret. Mag sein, daß Du irgend eine geheime Angelegenheit hattest, ich will's jetzt nicht untersuchen, aber schön war's immer nicht von Dir. An Dir ist's jetzt diese Faute zu repariren und dies erwarte ich von Dir um unser gutes Einvernehmen zu befestigen. Du wirst Deiner Zukünftigen alle Aufmerksamkeit zeigen. Jetzt lebe wohl! Heute Mittag bei Seckendorf, dem Du für erzeigte Freundschaft und Bemühung mehr schuldig bist als Du wohl glaubst. Adjes!"

Der König wandte sich und der Kronprinz verließ das Zimmer.

Wie vernichtend wirkte doch jeder Moment, den er in Berlin verlebte, auf den armen jungen Menschen.

O wie selig war's in dem stillen Cüstrin, in dem beengten Kreise, wohin das Machtwort des Vaters ihn gebannt hatte, den die einförmige Arbeit bei der sogenannten Krieges- und Domänenkammer und die häuslichen Freuden im Hause des Herrn von Münchow begränzten, wo der weitere Horizont ihm gänzlich verdeckt war und ihn über sein eigenes Schicksal täuschte. Seine zu friedlichen Neigungen geschaffene Seele, sein träumerisches Gemüth, das sich glücklich fühlte, wenn es, von sanften Regungen genährt, sich dem theilnehmenden Freunde oder der zärtern Hingebung erschließen konnte, fanden dort Alles — und sehnten sich nach keinem andern Elemente. Berlin hatte plötzlich all diesen Zauber vernichtet. —

Hier sah er sich mit einem Male wieder von Feinden umringt, die einen strengen und jähzornigen Vater gegen ihn aufreizten und deren Intriken ihm Verderben droheten. Hier galt es

nun sich wie ein Rohr den stürmischen Verhältnissen äußerlich zu beugen, um die Freiheit des Innern sich zu retten. Jede düstere Stimmung der Seele mußte vernichtet und jede unedle Regung, Groll, Haß und Rache nicht in sich geduldet, dafür aber durch Wohlthaten, erbitterte Feinde in ergebene Freunde umgeschaffen werden.

„Ich will feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln," sprach er zu sich, und er kannte die Menschen gut, der junge, kaum zwanzigjährige Prinz.

Was ihn aber stählte zu solcher Festigkeit, was ihn drängte zu Allem die Hand zu bieten, was von ihm verlangt wurde, das war eben jene Liebe zu dem herrlichen Geschöpfe, das der Liebe Friedrich's so würdig war; ein tiefer Schleier mußte sie decken, aber nur desto mehr beseligte sie den Glücklichen in stiller Verborgenheit.

5.

Der Graf von Seckendorf, den wir schon lange als Kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Berlin thätig sahen, die projectirten Verbindungen mit England zu hintertreiben, hatte endlich durch die feinsten Diplomatenkünste die Wahl auf die Prinzessin von Braunschweig-Bevern, eine Nichte der Kaiserin, gelenkt, um sie zur Kronprinzessin von Preußen zu erheben.

Es war ihm gelungen, alle Bemühungen der andern Partei aus dem Felde zu schlagen, allein was ihm nun noch oblag war, sich der wahrhaften Gesinnung des Kronprinzen zu versichern. Er hatte bald erfahren, daß dieser sich in den Willen seines Vaters vollkommen zu fügen schien, aber er wußte auch eben so gut von Leuten aus der nächsten Umgebung des Prinzen, wie nachtheilig sich dieser über die ihm bestimmte Braut geäußert hatte. Auf der einen Seite traute nun zwar der schlaue Mann dem Prinzen die Festigkeit nicht zu, sich dem Willen seines Vaters zu widersetzen, auf der andern fürchtete er aber wohl, daß seine große Jugend ihn zu Uebereilungen verleiten könnte, die für ihn unabsehbare Folgen haben würden. Das verschlossene Wesen, das der Kronprinz von nun an zeigte, ließ ihn fast das Schlimmste vermuthen, und man kann wohl denken, daß ein solches Räthsel dem Diplomaten zu schaffen machte, und daß er mit dessen Lösung sich eifrigst beschäftigte.

Der General von Grumbkow, der schon lange in's Interesse

gezogen war, mußte der eigentlichen Gesinnung des Prinzen nachzuspüren suchen. Es war augenscheinlich, daß ein ganz besonderer Grund vorhanden war, den Kronprinzen zu bestimmen: hier die Hand der Prinzessin voll Gehorsam zu reichen, während er dort — wenn gleich nur im heimlichsten Vertrauen — erklärte — daß er die getroffene Wahl auf's Höchste mißbillige und die Prinzessin von Bevern geradezu verabscheue. —

Der österreichische Minister saß eben im violetten Sammtpelze, mit offenem Haar und Halse, bequem am Kaffeetische, um ein Schreiben des Prinzen Eugen zu lesen, das in Bezug auf diese Angelegenheiten an ihn gerichtet war, als Herr von Grumbkow angemeldet wurde. Die Tageszeit war etwas ungewöhnlich früh und Seckendorf wohl mit Recht auf eine wichtige Neuigkeit gespannt, als der Gemeldete zu ihm eintrat.

„Die Sache ist wie ich sie mir gedacht habe," sagte Grumbkow mit listigem Auge, „das Herz des Prinzen ist wieder einmal im Spiele und wir dürfen auf übereilte Streiche gefaßt sein. Es ist mir gelungen, durch einen guten Kanal zu erfahren, daß der Prinz bereits seit einiger Zeit mit einer gewissen Frau von Wreech in eine starke Amour entbrannt ist. Ihr Mann ist Oberst und sie ist eine Enkelin des kursächsischen Feldmarschalls von Schöning, zwei und zwanzig Jahre alt, wenn gleich schon über acht Jahre verheirathet, weiße Lilien und rothe Rosen auf dem Gesichte und ein Ausbund von Gelehrsamkeit und Bildung. Sie hält sich gewöhnlich auf einem ihr zugehörigen Schlosse bei Cüstrin auf, wo der Herr Gemahl in Garnison liegt und das stille, zurückgezogene Leben in der ländlichen Einsamkeit scheint bei dem Prinzen die schwärmerischsten Gefühle erweckt und genährt zu haben. Man will sogar von bedeutenden Debauchen sprechen. Jedenfalls ist es anzunehmen, daß dieser Liebeshandel den Prinzen so sehr in Anspruch nimmt, daß er der nöthigen Ruhe entbehrt, um den großen Schritt, zu dem ihn der König in diesem Augenblicke drängt, gehörig in Betracht zu ziehen."

Dies war der allerdings wichtige Bericht, den Seckendorf mit lächelnder Miene anhörte; „und was ist's damit?" fragte er dann. Grumbkow überraschte diese Gleichgültigkeit.

„Zum Teufel, das sind ja verdammte Querstriche!" rief er, „was ist zu thun? Meinen Sie nicht, man müsse dies saubere Gewebe zerstören und Alles dem Vater stecken? Ich stehe Ihnen gut dafür, daß dann in vier und zwanzig Stunden keine Frau

von Wreech, oder wie die Hexe heißen mag, in den preußischen Staaten mehr anzutreffen sein wird."

„Dazu kann ich nicht rathen," fiel ihm schnell Seckendorf in's Wort. „Eine solche Handlung des Königs würde ihm nur den Kronprinzen noch mehr entfremden und unsere Sorge soll stets dahin zielen, beide näher zu bringen. Ich habe auch erfahren, daß der Prinz hinter die unsaubere Henkergeschichte mit der Dirne des Cantors durch Zufall gleich am ersten Abend gekommen ist. Ich rieth immer ab, so strenge zu sein; läßt sich aber nur der König etwas sagen in solchen Dingen? Ich will versuchen, ob ich ihn jetzt nicht auf andere Gedanken bringen kann, um die Dirne aus dem Spinnhause zu lassen, wohin sie auf drei Jahre condemnirt ist."

„Euere Excellenz verzeihen, das gehört nicht eben stricte hieher," wandte der ernste Grumbkow ein.

„Doch, mon cher ami, so eigentlich wohl," bemerkte Seckendorf, „denn ich will damit darthun, daß man den Alten durchaus nicht in die Karten gucken lassen darf, um nicht einen neuen Eclat herbeizuführen. Der König versteht keinen Spaß in dergleichen Dingen und fährt gern mit dem Knüttel dazwischen, um mich geradezu auszudrücken. Ich dächte viel eher, man könnte den Herzog von Bevern auf eine feine Weise von dem in Kenntniß setzen, was bis jetzt wir Beide nur wissen, und dann beriethen wir uns gemeinschaftlich —"

„Nein! das geht noch weniger!" rief hier der preußische Minister, der indessen nachdenkend auf- und abgeschritten war. „Eine solche Mittheilung an den Herzog, und die daraus zu folgernde widrige Gesinnung des Kronprinzen, würde ihm den Muth rauben, die Vermählung zu betreiben. Ja, er könnte vielleicht gar, der vom Könige nunmehr festbeschlossenen Heirath selbst etwas in den Weg legen, und mit seiner Tochter unverrichteter Sache abreisen. Der König nähme daraus die sichere Veranlassung, mit dem Hause Bevern für immer zu brechen, und sich aus Verdruß dem englischen Verlangen mit eben der Facilität zu fügen, als er bisher der Bevern'schen Verbindung zugethan war. Meines Bedünkens wollen und dürfen wir der göttlichen Direction in so delicater Angelegenheit nicht vorgreifen und müssen abwarten, bis nun die in Kurzem zu geschehende erste nähere Zusammenkunft des Prinzen mit der Bevern'schen Prinzessin erfolgt sein wird; dem allbekannten Genie des Königs bleibe dann die Beendigung des Geschäfts allein überlassen."

„Ich gebe Eurer Excellenz zu bedenken,“ entgegnete der Graf, „daß Seine Majestät sich in einem nicht sehr kräftigen Gesundheitszustande mehr befinden; daß die ganze Lebensweise des Königs, das viele Essen, das starke Trinken, das Tabakrauchen, die häufigen Aufwallungen des Zornes und anderer heftigen Gemüthsbewegungen, seinen Tagen ein baldiges Ende prophezeihen; daß die Aerzte zum Oeftersten abgemahnt haben, sothanes Treiben einzustellen, daß aber bei der Opiniatretät des Herrn hieran nicht zu denken —“

„Und was wollen Sie damit sagen?“ fragte Grumkow.

„Ich meine,“ versetzte Seckendorf, „wenn nun auch wirklich das Eheversprechen, wie ich allerdings vermuthe, vor sich geht, der Kronprinz, wenn inzwischen, ehe die Heirath vollzogen, der König mit Tode abgehen sollte, nimmermehr dieselbe zu Stande kommen lassen werde. Ich setze aber den Fall, der König bleibt am Leben und die Heirath wird vollzogen, so ist doch keine gute Harmonie bei dieser Ehe zu hoffen, und wenn nun der Kronprinz wider seinen Willen, von dem Könige genugsam gezwungen, endlich pariren muß, so thut er dies nur mit dem festen Willen, desto ungebundener nachher leben zu können.“

Der listige Grumbkow sah hier den Oestreich'schen Minister eine Zeit lang an, dann vermochte er nicht mehr seine ernste Fassung zu behalten und brach in ein spöttisches Gelächter aus.

„Aber, **très chère Excellence**,“ rief er dazwischen, „was geht denn das uns an? Glauben Sie, daß wir uns darum bekümmern, ob der künftige König von Preußen mit seiner Frau Liebsten **en bon ménage** lebt? Halte er sich doch eine Maitresse, unsertwegen zwei, drei, vier, so viele er will! Mache er's doch wie Sganarelle im **médecin malgré lui** alle Tage! Was ficht das uns an? **Pourvu** daß er sie habe und zur Königin mache; **voilà-tout**!“

„Ich freue mich über des Herrn Generals gute Laune und bedaure nur, sie in diesem Augenblicke nicht theilen zu können,“ warf der Graf etwas ärgerlich hin. „Ich bemerke jedoch zur größeren Deutlichkeit, daß, wenn gleich der Kronprinz sich mit Grund nie beschweren kann, daß Kaiserliche Majestät zu dieser ihm widerstrebenden Allianz unmittelbar gerathen und geholfen, es doch zu befürchten stehe, daß — wo nicht Gott des Kronprinzen Herz ganz absonderlich ändert — man von Oestreich'scher Seite sich mehr Böses als Gutes von dieser Vermählung zu versprechen haben werde. Ich gestehe hiemit offen, daß dieses Geschäft mir mehr,

als alle bisherigen mühsamen Negociationen um deswillen anthut, weil es üble Folgen in künftigen Zeiten für meinen Staat nach sich ziehen kann. Was ich hier Eurer Excellenz mittheile, geschieht jedoch blos im Vertrauen, da ich von Dero persönlicher Neigung und Treue vor Ihro Kaiserlichen Majestät überzeugt bin.“

„So ist es,“ sprach Grumbkow mit verbindlicher Neigung des Hauptes.

„Es ist zu viel geschehen, um jetzt zurückzutreten,“ nahm jetzt aber Seckendorf schnell das Wort. „Der König nach seinem bekannten Humor könnte wieder in die vorigen Hitzigkeiten gegen den Kronprinzen verfallen, und wer weiß, zu was für Extremitäten er schreiten würde. Die Abneigung gegen Kaiserliche Majestät müßte dadurch aber stets neue Nahrung erhalten, weil doch der Kronprinz sowohl als die Königin und auch der englische Hof sich niemals werden ausreden lassen, daß Herzog Bevern mit Kaiserlichem Vorwissen seine Prinzessin nach Berlin geführt und daß ich derjenige gewesen, der den König auf diese Heirathsgedanken gelenkt. Ich will daher Eurer Excellenz reinen Wein einschenken. Folgendes bleibt Ihnen zu thun und zu bewirken: erstens, daß Sie möglichst suchen, ein rechtes Einverständniß zwischen Vater und Sohn, so wie zwischen diesem und dem Haus Bevern zu stiften, dann des Sohnes Vertrauen für sich selbst zu gewinnen, folglich auch nach und nach in Ansehung Kaiserlicher Majestät ihm diejenigen Principia beibringen, die zu unzertrennlicher Befestigung der zwischen den beiden Höfen dermalen unterlaufenden, engen Freundschaft nöthig.“

„Euere Excellenz beehren mich da mit einem schönen Auftrage,“ sprach Grumbkow, indem der Ernst seiner Züge sich ein wenig aufheiterte, „allein wie ich darin reussiren soll, weiß ich noch nicht zu dieser Frist.“

„Die Sache ist nicht so schwer als sie aussieht, denn wir haben bereits ein wenig vorgearbeitet,“ entgegnete Seckendorf, die Heiterkeit Grumbkow's für ein gutes Zeichen nehmend und rascher mit seinem Plane herausrückend. „Ihr Kronprinz ist resolvirt zum Heirathen, denn er sieht wohl ein, daß früher an gänzliche Befreiung und angemessene Selbständigkeit für ihn nicht zu denken sei. Er sagte selbst zum Pöllnitz, der es mir verrathen — es bleibt aber entre-nous — „Ich bin ganz und gar vor die Bevern'sche, à condition qu'elle ne soit ni sotte ni dégoutante!“ Allein seine Furcht geht dahin, daß ihm der König zu wenig geben werde, um leben zu können. Sehen Sie, ich weiß den geheimsten Kum=

mer seines Herzens! Wenn man mir doch nur nicht sagen wollte, daß hinter diesem Kronprinzen viel stecke. Neulich erzählte er mir, er sei ein großer Poet geworden. Wie ich glaube, so wird er einst ein Musikus, Moralist, Physikus, Mechanikus, Poet und was weiß ich Alles werden, aber nie ein besonderer Regent und Feldherr und seine Minister werden stets das Ruder lenken. Also guten Wind für Herrn von Grumbkow! — Ferner ist aus seinen Gemüthsneigungen zu entnehmen, daß er in keinem Falle ein getreuer Ehemann werden, sondern stets nebenbei hinausgehen wird. — Nun sagen Sie mir doch, wie einem solchen leichten Subjecte beizukommen ist? Wissen Sie's nicht? — Ich dächte, es wäre nicht schwer zu errathen! Durch Geld. Dies nur allein setzt ihn in den Stand, seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, und Geld soll er vollauf haben, wenn er unsern Willen thut. Sie sollen dem Kronprinzen das, was er so sehr begehrt, und was ihm am meisten fehlt, in die Hände spielen."

Grumbkow sah mit Vergnügen die Intrike in ein Feld gespielt, das er gern anbaute.

„Eure Excellenz haben in dieser ganzen Darlegung eine ungemeine Sagacität entwickelt, und ich bewundere die feinste der Combinationen. Auch bin ich keineswegs abgeneigt, mich auf die angegebene Weise darauf einzulassen. Des Kronprinzen flüchtiger Sinn wird wohl schwerlich sobald können geändert werden. Seine größten Fehler sind Verstellung und Falschheit, daher muß man mit größter Behutsamkeit zu Werke gehen. Sein Hauptconfident ist der von Natzmer, welchen Eure Excellenz ja auch etwas näher kennen. Er läßt sich von dem Prinzen zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich Liebesgeschäften gebrauchen. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarkiret. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der junge Mensch in seinen Galanterien mehr einen eiteln Ruhm sucht, als etwas Sündliches. Auf dies Alles kann man lossteuern bei dem Unternehmen, aber mit Vorsicht. Daß der Prinz aller Orten schuldig, ist sicher; daher müßte man vorerst an eine geheime Abtragung seiner Schulden denken. Der flüchtige Natzmer kann dabei auf dienliche Weise in's Interesse gezogen werden. Dem Prinzen selbst das baare Geld in die Hände zu geben, wäre allzu gefährlich, weil die um den Kronprinzen seienden Domestiken seinen baaren Vorrath gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben würden. Denn Alles ist bei Verlust von

Leib, Leben, Ehre und Reputation angewiesen, dem Könige von dem, was sie bei dem Kronprinzen sehen und erfahren, Rapport abzustatten. Dabei wäre auch noch zu fürchten, er verschenkte das, was man ihm gäbe, an die Maitressen und bezahlte keine Schulden, deren Abtragung um dessentwillen nöthig, damit nicht ein neuer Unwille bei dem Könige entstehe."

„Ich gebe Ihnen in Allem Recht," warf Seckendorf ein, „aber eben so darf bei dem Könige kein Argwohn entstehen, daß der Kronprinz heimlich mit Geld versehen werde. Ihr Gedanke mit dem Natzmer gefiele mir vorzüglich, wenn mir nicht ein anderer Kanal sich zeigte. Bemächtigen Sie sich indeß sobald als möglich auch dieses Menschen. Bei solchen flüchtigen Gemüthern muß absonderlich in ihre Passiones hineingegangen werden, um sie sich angenehm zu machen und mit Nutzen alsdann operiren zu können. Natzmer wird neben meinem Kanal zu brauchen sein. Wir sind dann unserer Sache nur um so gewisser."

Grumbkow versprach, darnach zu handeln.

Seckendorf's geheimer Kanal erregte zwar seine Neugierde, aber er beruhigte sich dabei, daß er ihm nicht lange verborgen sein könnte.

„Was mich betrifft," bemerkte noch Seckendorf, ehe sie sich trennten, „so werde ich mich während der Betreibung dieser Angelegenheit von Berlin entfernt halten, damit kein Verdacht auf mich falle, als ob ich an der Geschichte Antheil habe. Der Herzog von Bevern aber und seine Tochter dürfen jetzt den Hof nicht verlassen. Denn, wenn auch vor der Hand der Kronprinz keine Inclination für die Bevern'sche verspürt, so kann sich solche doch noch wohl ergeben. Die Prinzessin ist von schöner Gestalt, und sie könnte mit der Zeit vielleicht auch einen etwas lustigern Humeur bekommen."

„Wohl möglich! für jetzt ist aber daran noch nicht zu denken," sprach Grumbkow. „Neulich soll er sich geäußert haben: qu'elle dansait comme une oye."

„Thut nichts!" erwiderte der Graf lachend, „man kann einen Tanzmeister von Dresden kommen lassen, um sie heimlich zu unterrichten. Meine größte Hoffnung setze ich auf die neue Oberhofmeisterin, die Frau von Katsch, die auch durch meine Bemühung berufen wurde. Mit Hilfe dieser Dame wird die Prinzessin sich in Gestalt und Manieren so verändern, daß ihre nächste Umgebung sie bald nicht mehr wiedererkennen wird. Besonders auch, wenn die Flecken, so die Blattern zurückgelassen, verschwunden sein wer-

den. Jetzt, cher ami, suchen Sie des Kronprinzen Vertrauen zu gewinnen und benehmen Sie ihm auch die gegen mich und alle sonstige ehrliche Leute gemachten üblen Impressionen. Besonders fassen Sie den Fürsten von Dessau dabei in's Auge. Ich verreise — wir verstehen uns!"

Mit diesen Worten nahmen die edlen Freunde Abschied und Grumbkow entfernte sich, über seinen Operationsplan grübelnd.

Seckendorf aber setzte sich nachdenkend einen Augenblick an den Tisch, um die kalt gewordene Tasse auszuschlürfen. Dann sagte er mit wegwerfendem Tone:

„Der Narr glaubt mir Neuigkeiten zu hinterbringen, von denen ich seit lange schon unterrichtet war."

Dann nach der Uhr sehend:

„Ich könnte sie jetzt treffen, die schöne Wreech. Ich will zu ihr und sie nach dem Natzmer befragen, um zu wissen, ob ich dem Grumbkow trauen kann."

Hierauf wurde dem Kammerdiener geschellt und die Toilette mit größerer Sorgfalt beendigt, da der Herr Graf der schönsten Frau ihrer Zeit aufwarten wollte, deren Mitwirkung zu seinen Zwecken er sich längst gesichert zu haben bewußt war.

6.

Unter allen unangenehmen und peinlichen Ereignissen, die den jungen, gefühlvollen Kronprinzen so sehr bestürmten, war es doch stets die Kunde, daß seine von ihm angebetete Freundin mit ihm in Berlin sich befinde, die ihn erhob und beglückte.

Frau von Wreech, die an dem freiern Hofe des Königs von Polen erzogen, einen weitern Blick über alle Lebensverhältnisse der höheren Stände erhalten hatte, doch früh genug ihn wieder verlassen konnte, um von seinem verderblichen Einfluß keinen Schaden zu leiden, war in Cüstrin die Seele der Gesellschaft gewesen, in der sie durch ihr Uebergewicht Alles beherrschte. Der Prinz erklärte sich sogleich für sie und sie mußte sich durch diese Hingebung sehr geschmeichelt fühlen. Es stellte sich bald ein Vertrauen zwischen diesen beiden so reich begabten Personen her, das — obgleich stets in die Gränzen der strengsten Sitte gebannt — dennoch nicht verfehlen konnte, von flachen oder bösgesinnten Köpfen falsch gedeutet zu werden, und so waren denn auch von den zahlreichen und besoldeten Spähern Berichte, denen Uebertreibungen nicht mangelten, an Grumbkow und Seckendorf gesendet worden. Bis jetzt

hatte man dem Könige nichts darüber gemeldet, weil alle Bestrebungen der Intrike ja darauf hinausliefen, Vater und Sohn in ein besseres Vernehmen zu setzen, und daher Alles entfernt werden mußte, was dieses stören könnte.

Friedrich hatte die Wohnung seiner Freundin kaum erfahren, als er sogleich zu ihr eilte, um nach langer Entbehrung einmal wieder die liebe Stimme zu hören, das helle, schöne Auge zu sehen und sich im geistigen Erguß der Unterhaltung über die Trübseligkeit der Gegenwart empor zu schwingen. Er wurde unangenehm berührt, als er erfuhr, daß Frau von Wreech nicht zu Hause sei. Zweimal kehrte er wieder, ohne zu einem glücklichern Resultat zu gelangen. Endlich, nachdem sich wieder ein ganzer Tag unter unbeschreiblichen Widerwärtigkeiten für ihn abgesponnen hatte, gelang es ihm am Abend, sie anzutreffen; aber leider war es nicht mehr die frohe, ungetrübte Laune, die ihn beherrschte, als er am Morgen seinen ersten Besuch abstatten wollte, und so wie es ihm nicht möglich war, sich sogleich wieder in jene bessere Stimmung zu versetzen, eben so wenig wollte es ihm gelingen, den sichtbaren Eindruck, den die jetzige seinem Gesichte einprägte, den Blicken Anderer durch eine verstellte Freundlichkeit zu entziehen. Diese Bemühung bringt gewöhnlich in ausdrucksvollen Bildungen eine unerfreuliche Mischung, ein so sauersüßes Etwas hervor, das jeden wahrhaft Theilnehmenden doppelt unangenehm berühren und nur um so besorgter machen muß.

Friedrich fand die Dame seines Herzens in dem vollen Schmucke ihrer Reize, aber auch in dem steifen Putze damaliger Zeit, den ihr die strenge Etikette des höheren Lebens mit Unerbittlichkeit auferlegte. Sie saß in der Bouffante von rosafarbenem Atlas, mit der hohen aufgesteckten Frisur, das weiße Gesichtchen mit Mouches bedeckt, auf der Ottomane, in ziemlich bemerkbarer Erschöpfung, und wehete sich mit dem kleinen Elfenbeinfächer Kühlung zu.

Sie war überrascht, den Kronprinzen bei sich zu sehen, da sie ein undurchdringliches Incognito um ihr Hiersein gewoben zu haben glaubte, und bemerkte scherzend, daß er in dem Spionirsystem des Hofes bedeutende Erfahrungen gemacht haben müsse. Sie sprach von widerwärtigen Geschäften und endlosen Entrevues, die sehr peinigend für sie gewesen waren, dann aber schilderte sie ihm auf eine tragikomische Weise die Erlebnisse eines Tages in der Residenz, indem sie sich als eine plumpe Edelfrau schilderte, die, unbekannt mit den Hofsitten, ihr ländliches Schloß verläßt und tausend Eulenspiegeleien verübt, die sich mehr als tausendfach durch

Täuschungen aller Art, durch Zuspätkommen, Zufrühkommen, Verplaudern und dergleichen alberne Dinge rächen. So war ihr der Tag herumgegangen, ohne daß sie auch nur die Hälfte von dem, was sie sich vorgenommen, erfüllt gesehen. Friedrich war an diese Art von Schilderungen gewöhnt und fand großes Ergötzen darin, den holden Mund so geistreich schwatzen zu hören. Heute aber machte seine Theilnahmlosigkeit einen üblen Eindruck auf die Sprecherin.

„Sie sind abwesend, mein junger Freund," unterbrach plötzlich Frau von Wreech den heitern Strom ihrer Laune, „und ich will meine Narrheiten einstellen, die Ihnen zu mißfallen scheinen. Sie sollten überhaupt nur den heitern Vorhof bilden, der uns in einen ernsten Tempel geleitet: den Tempel der Ehe nämlich; Ihren Tempel, wohlverstanden. Doch bevor wir weiter schreiten, möchte ich wohl die Ursache Ihres Kummers wissen. Ich habe ein Recht dazu, da ich ja nur aus Theilnahme für Sie mich auf dieses Pflaster wieder gewagt habe, das nicht zu meinen Liebhabereien gehört, wie Sie wissen."

„Ich konnte nicht widerstehen, als es mich so gewaltsam zu Ihnen trieb," erwiderte der Prinz, „und doch fühle ich in diesem Augenblicke, daß es besser gewesen wäre, mein Gefühl zu unterdrücken. Ich tauge jetzt nicht mehr für diese liebenswürdige Annäherung. Ja, am Morgen, als ich wie ein neugeborenes Kind, ganz erfüllt von dem Glücke, hereilte, da — da war ich ein Anderer. Jetzt ist wieder ein trüber Tag an mir vorübergegangen und hat ein tiefes Feuerzeichen mehr in meinem armen Herzen zurückgelassen, wo früher eine freudige Hoffnung grünte. Ja, wenn ich so glücklich gewesen wäre, Sie diesen Morgen zu sprechen — so würde der Tag ein baarer Gewinn meines Lebens gewesen sein, aber so — ihn Andern zu schenken —"

„Halt, halt, mein Prinz! das klingt ja fast wie ein verliebter Vorwurf" — rief lächelnd die schöne Frau mit dem bezauberndsten Munde von der Welt. „Wissen Sie, daß ich das nicht leiden darf? doch jetzt ohne Scherz; ich lasse mich geduldig der Vernachlässigung, der Untreue gegen den besten, zärtlichsten Freund anklagen, so lange bis Sie mir die wahre Ursache Ihres Unmuthes gestanden haben, dann werden Sie mir aber hoffentlich die Erlaubniß nicht versagen, mich vertheidigen zu dürfen."

„Zunächst also —" der Prinz stockte.

„Zunächst also? Weiter?" sagte die Dame, nachdem sie ihn,

immer heiter lächelnd, doch mit unverkennbarer Theilnahme in den Augen, eine Weile fixirt hatte.

„Das ist es nicht“ — sprach der Prinz, der jetzt auch lächeln mußte.

„Aber was ist es denn?“ entgegnete Frau von Wreech, ihn mit Wärme bei der Hand ergreifend. „Vertrauen Sie mir nicht mehr? Wenn Ihr Geständniß nicht erfolgt, so rauben Sie mir ja die Gelegenheit mich von Ihrer Anklage zu befreien. Das müssen Sie bedenken!“

„Ich war beim Könige und ich mußte sehen, wie er den Befehl unterzeichnete, der Duhan, meinen wackern Lehrer, meinen treuesten Freund, dessen Alter ich so gern mit Glück umgeben wollte, nach Sibirien verbannte —“ sagte Friedrich.

„Nach Sibirien?“ rief Frau von Wreech höchst überrascht.

„Je nun, nach Memel! und ist das nicht ganz dasselbe?“ sprach seufzend der Prinz. „Jene Gegenden sind das letzte Thule unseres Vaterlandes und es muß schrecklich sein, dort seine Tage zuzubringen.“

„Wir wollen für seine Begnadigung wirksam sein,“ sagte Frau von Wreech.

„Und wie wäre das möglich? kennen Sie meinen Vater?“ fragte der Prinz.

„Indem wir uns seinem Willen fügen,“ sprach die Dame bedeutend.

Friedrich blickte sie groß an; das ganze Walten seiner Freundin wurde hier von einem grellen Schimmer beleuchtet.

„Sie mischen sich handelnd in meine Angelegenheiten,“ sagte er, wie von einer Ahnung ergriffen.

„Das verstehe ich nicht ganz,“ erwiderte sie leicht erröthend.

„Ich bin diese Nacht durch einen Zufall dahintergekommen. Sie streuen Segen, wo mein Fuß Verderben brachte,“ sagte Friedrich. „Ich habe Alles erfahren, nur Sie konnten diesem tiefen Elend solchen Trost bringen.“

Frau von Wreech verstand ihn nunmehr und eine Verwirrung, die sie früher ergriffen zu haben schien, legte sich jetzt wieder.

„Was ich vorhin schon bemerkte, sehe ich glänzend bestätigt,“ sprach sie. „Euere Königliche Hoheit sind trefflich bedient; Ihre Spione suchen ihresgleichen! Kaum sind Sie ein paar Stunden hier, so erfahren Sie schon — während Sie sich auf dem Hofballe befinden — allerlei Dinge, die sich weit weg, in einer kleinen

Hütte zugetragen haben sollen. Ich will nämlich die Wahrheit nicht verbürgen. Ueberhaupt sind dies allzu abgelegene Dinge, die uns von dem Gegenstande unserer jetzigen Conversation zu sehr ablenken würden. Sie machten mir vorhin einen Vorwurf, mein Prinz, den ich zwar nicht begreife, um dessen Erklärung ich Sie aber auch jetzt nicht bitten will. Lassen wir dies Alles — und versprechen Sie mir —"

„Was?" fragte der Prinz.

„Versprechen Sie mir," sagte sie mit einschmeichelndem Tone, „daß Sie keinen Trotz dem Willen Ihres Vaters entgegensetzen wollen — ich bitte Sie darum — Versprechen Sie mir das?" —

„Gut," sagte Friedrich. „Mehr aber verlange man nicht von mir. Vergessen soll man nie, daß man mich zu dieser Verbindung gezwungen und daß sie die einzige Bedingung meiner Freiheit war. Aber diese so schwer errungene Freiheit will ich dann auch behaupten um jeden Preis; keine stolze Fontange, und wäre es die Fontange einer Kaiserin, wird sie mir zu rauben im Stande sein. Eine Verheirathung macht großjährig, und so wie ich dies erreicht habe, bin ich unumschränkter Herr in meinem Hause. Ich heirathe ganz, wie es der galante Ton erheischt, der jetzt in der feinen Welt weht: Madame mag thun und lassen was sie will, ich aber werde auch nach meinem Belieben handeln. Es lebe die Freiheit! Sie haben mich aufgefordert, Ihnen meinen Unmuth zu erklären und nun müssen Sie mir verzeihen, wenn das Herz schwillt und der Kopf sich erhitzt. Mit Stockschlägen will man mich dazu bringen, meine zukünftige Gattin zu lieben! Welche Thoren die Menschen doch sind! Gewalt und Liebe! Bin ich etwa von der Masse, aus der die guten Ehemänner gemacht werden? Ich möchte toll werden über meine Verstellung, daß ich überhaupt nur darein willige; allein Noth bricht Eisen. Ich werde mein gegebenes Versprechen halten — darauf verlassen Sie sich — ist's aber einmal geschehen — dann Adieu, guten Tag! — doch — welch einen Ton stimme ich hier an! Sind das Dinge für Sie? Ist's das, was Sie hören wollten?"

„Es ist's, was ich hören wollte, mein Prinz," sagte, plötzlich ernst geworden, fast feierlich die Dame, „allein ich bedauere Ihnen Unrecht geben zu müssen. Was hat Sie so sehr gegen Ihre Braut eingenommen, die Sie ja noch gar nicht kennen? Welch ein Dämon hat es gewagt einen so zornrothen Faden durch das zarte Band zu schlingen, das Sie mit Ihrer Gemahlin verknüpfen soll? Ich hörte von vielen Seiten her schon so mancherlei Gerüchte, die

mich beunruhigten, und dies trieb mich eben an nach Berlin zu reisen. Ich komme endlich hier an, wohl durchrüttelt in meiner alten Landkutsche, genieße nur wenige Stunden der Ruhe und lasse dann sogleich den Friseur kommen, der mich in eine schickliche Verfassung setzen soll, um einen Besuch zu machen, der das Ziel meiner Reise ist — einen Besuch — nun — Sie sollen es errathen — sagt Ihnen Ihr Herz denn nicht, wohin es mich trieb aus Theilnahme für Sie?"

„Ich befrage es umsonst — allein es schweigt," erwiderte Friedrich.

„Es berührt mich unangenehm, daß ich Ihnen dabei zu Hilfe kommen muß; Ihr Herz sollte sprechen," nahm Frau von Wreech das Wort. „Also — bei der gnädigsten Prinzessin von Bevern war ich —"

„Bei der —" wollte Friedrich wiederholen, aber Staunen verschloß ihm den Mund.

„Bei ihr selbst," betonte nachdrücklich die Dame. „Aber Sie thun Ihrer Braut in der That großes Unrecht. Ich kannte sie schon längst, als ich die Ehre hatte, ihr am Hofe in Dresden, den sie mit ihrem Vater besuchte, vorgestellt zu werden. Sie war damals freilich noch sehr jung; ich war es zwar auch, dennoch aber um ein paar Jahre älter. Ja damals, ich gestehe es, machte sie nicht den besten Eindruck auf mich. Wie verändert fand ich sie aber jetzt zu ihrem Vortheil! In Gegenwart ihrer Mutter erschien sie mir etwas schüchtern; sie sprach fast gar nicht und wurde roth, wenn ich mich mit einer Frage an sie wandte. Allein das kommt daher, daß die Herzogin eine sehr strenge und in ihrer Art despotische Frau ist und nicht einmal zugiebt, daß die Prinzessin Damen in ihrem Zimmer, ohne ihr Beisein empfängt. So etwas macht timide. Mir war, vielleicht als alte Bekannte, oder weil die Herzogin ein dringendes Geschäft hatte, später das Vergnügen bereitet, mit der Prinzessin mich allein unterhalten zu dürfen, und ich darf behaupten, daß es ihr weder an Geist noch an Urtheilskraft fehlt, und daß sie über verschiedene Gegenstände so artig räsonnirte, daß es Ihnen sicher Freude gemacht hätte, wenn Sie es gehört haben würden."

„Die Prinzessin von Bevern hätte sich allerdings keine günstigere Fürsprache wählen können," bemerkte der Prinz.

Ohne auf den kalten, galanten Ton zu achten, fuhr die Dame erregter fort:

„Und welch ein Herz! welch edles, gutes, sanftes Gemüth!

Es wäre Sünde dies zu betrüben! Nein, mein Prinz, diese Gattin dürfen Sie nicht sich selbst überlassen. Sie müssen sie umgeben, mit der feinsten, zuvorkommendsten Sorgfalt sie umgeben, ach! und wie wird sie Ihnen dafür dankbar sein, wie wird sie Sie lieben! Ich bin überzeugt, daß keine glücklichere Ehe für den Thron geschlossen wurde, als gerade die Ihrige."

„Mit dem kalten Geschöpf? eine Convenienzheirath?" warf Friedrich hin.

„Sie liebt Sie schon jetzt, obgleich Sie gewiß noch nichts gethan haben, diese Liebe in ihr hervorzurufen," sprach Frau von Wreech weiter. „Wie sehnt sie den Tag ihrer Vermählung herbei; wie sehr gefällt sie sich hier in Berlin; wie erfreut ist sie über Alles, was sie an diesem Hofe sieht und erfährt. Und wie wenig ist dies Alles noch?"

„Und wie linkisch sie sich darüber äußern, wie lächerlich sie sich dabei benehmen wird," sagte Friedrich. „Sprang sie nicht etwa in die Höhe, klatschte sie nicht in die Hände, schnalzte sie nicht mit der Zunge, als sie Ihnen das Alles mittheilte? Nein, wahrhaftig! Ich wollte viel lieber mit einer Koketten leben, als mit dieser naiven Unschuld vom Harze — und wäre selbst die Koketterie so fein und schlau als —" Er schwieg.

„Euere Königliche Hoheit scherzen ungalant," sagte die Dame und griff zuerst nach ihrem Tuche, das sie vor den Mund führte, dann aber nahm sie ein kleines daliegendes Buch zur Hand, in das sie schmollend blickte.

Eine lange Pause folgte jetzt. Der Kronprinz stand auf. Es war ihm verdrießlich, daß ihm ein Wort entfahren konnte, das seine geliebte Freundin so plötzlich verstimmte. Er fühlte, daß er eine Unschicklichkeit begangen, allein es war ihm unmöglich in das frühere Gespräch einzulenken. Das Thema war erschöpft; er schwang sich in einen neuen Ideenkreis, den er wohlgefälliger durchmaß.

„Wir stehen an dem Vorabende großer Ereignisse," sagte er dann, seinen Spaziergang im Zimmer nicht unterbrechend, „und das erfüllt mich zum Glücke so sehr, daß ich alle die kleinen, mich allein betreffenden Fatalitäten leicht darüber vergesse. Der Churfürst von der Pfalz liegt in den letzten Zügen und man erwartet nur seinen Tod, um uns das Ultimatum auf unsere Forderungen zu senden. Ich denke mit Entzücken daran, meines Vaters schöne Leute einmal im wirklichen Feuer exerciren zu sehen und bin überzeugt, daß sie nicht blos wie zürnende Riesen aussehen, sondern sich auch so schlagen werden; bei unserm siegreichen Heere will ich dann das

Handwerk lernen, das mir allein ziemt, für das ich allein bestimmt bin. Ich sehe nur Glück und Heil für uns, denn unsere Sache ist gerecht!"

Seine Stimme hatte sich erhoben und sein Auge leuchtete. Die Dame legte stillschweigend das Buch weg und betrachtete jetzt den Prinzen. In ihrem stummen Blicke drückte sich reinste Bewunderung aus. Der Prinz fuhr fort.

„Ich sehe mich schon in den schönen Thälern von Jülich und Berg, wie die neugewonnenen Unterthanen sich vor ihrem neuen Herrn beugen und ihm ihre Huldigung darbringen. Er wird ihnen dafür den Frieden bringen, denn die Waffen gebrauchte er nur, um dem feigen Neide Furcht und Achtung einzuflößen. Ist dieser Zeitpunkt nur erst einmal da, so wird mir auch die Ruhe wiederkehren, nach der ich jetzt vergebens ringe."

„Ich erstaune Euere Hoheit von diesem Muthe beseelt zu sehen," sagte Frau von Wreech, „ich zweifelte zwar nie daran, allein ich glaubte Sie viel friedlicher gestimmt."

„Oh, Sie können nicht denken," erwiderte Friedrich, „wie bewegt ich bin, wenn ich mir dieses Alles vorstelle, wenn ich mir ein lebhaftes Bild von meiner nächsten Zukunft ausmale und wie dann die kleinliche Gegenwart davor erbleichend, verschwindet. Ja, ich kann mir das malen — ich fühle etwas vom Dichter in mir! Wie dann Alles durcheinander drängen und wogen wird, die Soldaten nehmen von ihren Hausleuten einen kurzen Abschied; die Offiziere liegen in den Armen ihrer Geliebten; Thränen, Rührung überall; und auch die muntern, leichtgeschürzten Markedenterinnen rüsten sich zum langen Marsche mit fröhlichem Muth. Alles macht sich bereit und harrt mit Ungeduld des Befehls zum Aufbruche. So ist der Mensch; ein Thier, das die Veränderung liebt; es wäre ein weites Feld, um philosophische Betrachtungen darüber anzustellen. Doch es ist spät und Sie wären schwerlich geneigt, mir jetzt die Erlaubniß dazu zu ertheilen."

Frau von Wreech versicherte, daß es ihr noch nicht zu spät sei und daß ihr eine Verlängerung des Besuchs des Kronprinzen nur angenehm wäre, allein die philosophischen Betrachtungen lehnte sie lächelnd ab. Sie suchte zu gleicher Zeit die Conversation wieder in einer heiteren und unbefangenen Weise auf andere Gegenstände zu lenken. Eine herumziehende Comödiantengesellschaft, die in Cüstrin Vorstellungen gab, mußte ihr dazu als Stoff dienen. Der Kronprinz hörte so gerne von Cüstrin erzählen. Sie schilderte ihm nun das Theater, das auf dem Rathhause eingerichtet worden war. Die verfaulten Balken, die, auf Fässer ge-

legt, Logen bildeten; die prächtigsten Bettschirme als Coulissen, durch deren Löcher einige Talglichter ihren bleichen Schein warfen, die sechs Musiker, die sich alle Mühe gaben ein ewig langes Stück auf ihren Darmsaiten herunterzukratzen, wobei die Ohren der armen Zuhörer eine Folter zu bestehen hatten.

„Nachdem diese schreckliche Vorbereitung fast eine Stunde gewährt hatte," fuhr die Erzählerin gar ergötzlich fort, „bemerkte man endlich tief hinten im Saale einen Schimmer, der unsere fast erstorbene Hoffnung auf ein Schauspiel plötzlich wieder belebte. Ein jeder versprach sich Wunderdinge, wie sie die stets bereitwillige Phantasie gern ausmalt, als sich aber bei näherem Hinblick eine schmutzige Magd zwischen zwei Oellampen zeigte, sank alsbald dieses Traumbild unserer Einbildungskraft beträchtlich. Die Magd schritt aber mit Majestät über die unter ihr erzitternden Bretter und stellte die beiden Lampen an den Enden des Theaters auf, dann benachrichtigte sie uns, im schönen Cüstrin'schen Dialecte, daß die Komödie sogleich ihren Anfang nehmen werde. Jetzt erschien der Principal der Bande, ein ächter Theriakkrämer, in einem galonnirten Kleide, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts neu gewesen sein mochte. Auch seine Perücke war gewiß einmal sehr vortrefflich gewesen, und hatte daher schon so vielen Köpfen gedient, daß sie nunmehr ganz unscheinbar davon geworden war. Allein sie that dennoch ihre Schuldigkeit und bedeckte mit geziemendem Anstande das kleine Hirn des Komödianten, von dessen schmalen Schultern einige fliegende Fetzen irgend eines Costüms herabflatterten. Ein wenigstens sechs Fuß langer Degen war so künstlich angesteckt, daß er, wenn der Mann sich drehte, einen ganz regelrechten Kreis bildete, als wenn er mit dem Zirkel gezogen worden wäre. Das allermerkwürdigste aber, was ich an dem Manne entdeckte, waren die weißen Handschuhe, die wahrhaftig ganz neu zu sein schienen. — Aber ich ennuyire Sie, gnädigster Herr?"

„Wie könnten Sie glauben," antwortete Friedrich schnell. „Fahren Sie fort, mich erheitert Ihre Güte — ach! ich fühle nur zu sehr, daß mir solche Unterhaltung hier mangelt."

„So hören Sie denn weiter," nahm die Dame wieder das Wort. „Bei dieser merkwürdigen Begebenheit kann man sich eben nicht kürzer fassen; in der Breite der Ausführung liegt vielleicht das Einzige, was beim Hören etwas wie Reiz in uns erregt. Nachdem der Mensch in dem Tone eines Marktschreiers seine schlechte Rolle heruntergespielt hatte, erschien auch seine Gemahlin auf der Scene. Die Hälfte ihres Gesichtes beschattete eine Art von

großem Räuberhut; nämlich die Wange, die Stirne und das linke Auge. Ihr Medusenhaupt umhing ferner ein Schmuck aus falschen Steinen; über ihren Reifrof war ein Sack gespannt, der aber enger war als die Reife und sie daher beträchtlich am Gehen hinderte. Das Ganze wurde aber noch durch einen wahrhaft fürchterlichen Postillon d'Amour gehoben, der einst rosenfarben gewesen sein mochte. Ich glaube, mein Prinz, daß Sie sich nach dieser Beschreibung der Toilette das Uebrige dieser Künstlerin denken können. Ihre Stimme ist unbeschreiblich; in einem säuerlich-süßen, schnüffelnden Tone trug sie ihre Liebeserklärung vor. Sie war eben damit im besten Zuge, als eine plötzliche Revolution hereinbrach, welche die ganze Action in's Stocken brachte. Es war eine Verwandlung der Scene, wie sie schwerlich die italienische Komödie in Paris so schnell zu Wege bringt. Mit einem fürchterlichen Gekrache war nämlich Alles vor den Augen der Zuschauer mit einem Male verschwunden. Die verfaulten Balken, welche das Theater und die Logen bildeten, waren eingestürzt. Einer lag nun auf dem Andern und zum Theil in einer sehr unbequemen Stellung; man schrie von allen Seiten wie rasend um Hilfe. Stühle, Balken, Soldaten, Frauen, Kinder, Schauspieler, Zuschauer jeder Art! es sah wie bei der Auferstehung aus, als Jeder nun auf den Andern gestützt, sich emporzuarbeiten suchte. Viele waren blutig und verlangten kaltes Wasser, Umschläge, einen Chirurg. Ich kam noch glücklich davon. Mein geringer Hochmuth bewahrte mich davor, eine Loge zu wählen und so saß ich denn in der Mitte des Saales, wo ich weder selbst fallen, noch von Fallenden getroffen werden konnte. Aber als ich zu Hause war und mich, nachdem ich ein niederschlagendes Pulver genommen, etwas von dem Schrecken erholt hatte, gab ich mir selbst feierlich das Wort, nie wieder den Fuß in ein solches Theater zu setzen."

Hier schloß Frau von Wreech ihren scherzhaften Bericht und betrachtete mit großen Augen ihren jungen Freund, der stumm und nachdenkend vor ihr saß. Sie hatte ihn auf andere Gedanken bringen wollen und sah nun wohl ein, daß sie sich in dem Mittel vergriffen.

Um uns von einem Gegenstande, der uns auf ernste Weise zu sehr in Anspruch nimmt, abzulenken, muß ein eben so anziehendes Thema gewählt werden; eine Bagatelle, die man uns vorträgt, berührt uns nicht, und wir können nur um so leichter im Geiste dann abschweifen und unsern frühern Gedanken ungestörter nachhängen.

Dies war auch bei dem Kronprinzen der Fall gewesen. Die reizende Erzählerin hatte ihre Laune vergebens verschwendet und saß nun nicht eben verlegen aber wieder verstimmt da und zupfte mit den schönen Zähnen an der Ecke des Battisttuches, das sie in der Hand hielt.

„Sie müssen Recht haben wie immer," sprach Friedrich gleichsam wie erwachend, „gewiß ist die Prinzessin von Bevern nicht so, wie ich sie mir vorstelle. Ich habe jetzt lange darüber nachgedacht, Alles erwogen, ich will sie näher kennen lernen — mich dazu zwingen, sie näher kennen zu lernen. Aber um Eines bitte ich Sie! Wenden Sie Ihren ganzen Einfluß an, daß sie sich mir zeige, wie sie sich Ihnen zeigt; daß sie nicht mehr roth werde, wenn man sie ansieht, nicht verstumme, wenn man sie fragt; sagen Sie ihr auch, wie man sich anziehe, wie man sich trage, bewege, gehe, spreche. Ach, wie Sie weiß das ja Niemand; wie Sie weiß mir ja Niemand zu gefallen! Aber jetzt genug — bliebe ich noch lange bei Ihnen, so würden alle meine guten Vorsätze wankend und ich könnte wieder mit dem Schicksale ernstlich grollen, daß es mich dazu bestimmte, einst eine Krone zu tragen!"

Der Abschied war kurz und feurig.

Die holde Frau empfand dasselbe Bedauern, nur sanfter; auch wagte sie in angeborener Schüchternheit ihrem Gefühle nicht solche ungestüme Worte zu leihen.

7.

So ragte noch immer die ungestüme, blutige That des Königs mit ihren Folgen in die Gegenwart und erhob sie zu mächtigen Wallungen. Wie nun auch die schlaue Diplomatie bemüht war, die Wogen zu ebnen, wie auch freundliche Gestalten in dem Kampfe erscheinen mögen, immer noch wogten die Gemüther zu stark, ein plötzlicher Hauch konnte die alte Zornesflamme wieder anfachen und alles schlau Ersonnene, alles Milde und Gute zerstören.

Der König steht fest nach seiner Meinung und will nur das Gute seines Hauses, und doch überläßt er sich unbewußt den Kabalen des östreichischen Hofes, dessen Interessen Friedrich Wilhelm's erster Minister, Grumbkow, dient. Die Königin verurtheilt sich zur Theilnahmlosigkeit an allen Vorgängen ihre Familie betreffend, nachdem sie ihre theuersten Wünsche nicht befriedigt sehen konnte. Ihrer ältesten Tochter Hand ist bereits dem Erbprinzen von Baireuth zu Theil geworden, und der Herzog von Braunschweig-

Bevern ist mit seiner Tochter in Berlin anwesend, um sie dem Kronprinzen zu vermählen.

Den Kronprinzen erfüllt fortwährend Mißtrauen gegen Alles, was zu diesem Hofe gehört, und bange Furcht vor dem Vater. Seine jugendliche Brust, die sich ohne Rücksicht und mit Unbefangenheit allem Schönen geöffnet hätte, muß sich verschließen, und nur die Hoffnung, daß es besser werden könne, besser werden müsse, hält ihn noch aufrecht. Er geht so weit, mit seinem Loose, dem glänzendsten, das einem Sterblichen fallen kann, unzufrieden zu sein. Schon einmal wollte er seinem Rechte auf die Krone entsagen, als das Schwert über dem Haupte seines unglücklichen Freundes schwebte, und oft schon bereuete er es bitter, daß es der König damals nicht angenommen hatte, und daß er den Freund dadurch nicht retten konnte.

Der Kronprinz wollte diese Lage nicht mehr ertragen. Ueberall, wo er vorsichtig nach Abhilfe spähte, fand er kalte Gemessenheit; jede neue Begegnung machte ihm Schmerz. Nirgends wollte sich ein Ausweg für ihn zeigen; zu schwach, um sich dem Willen seines Vaters zu widersetzen, war er zu ohnmächtig, sich seiner Gewalt zu entziehen. Die Gegenwart war für ihn verloren, das fühlte er; er mußte ein Opfer bringen, um sich die Zukunft zu sichern. Er mußte sich selbst überwinden, allen feindseligen Neigungen entsagen, gehorsam dulden, um für sich zu handeln.

Die er früher als seine Widersacher betrachtete, sollten ihm jetzt geneigt und dienstbar werden. Indem er darein willigte, die Hand der Prinzessin von Bevern zu reichen, schnitt er alle Intriken ab und verband sich Seckendorf und Grumbkow, die sich ihm jetzt schon auf eine überraschend zuvorkommende Weise näherten. Sie konnten auch auf das Herz des Vaters wirken, dessen Groll er durch die gewünschte Vermählung schon beschwichtigte. Ein Mittel, sich in der Gunst des Königs zu befestigen, würde auch noch gefunden werden können.

Was ihn der Schritt gekostet haben mag, kann leicht beurtheilt werden. Wie groß die Bedrängniß, die Angst, die Pein des Jünglingherzens gewesen sein muß, daß er sich entschließen konnte, sich Demjenigen in die Arme zu werfen, von dem er wußte, daß er ihm stets abhold gewesen war und fast alles Ungemach herbeigeführt habe, ist kaum zu fassen.

Der glatte, schlaue Grumbkow sieht die Sachen kommen und steht nun endlich am Ziele seiner Wünsche. Was er intrikirt, gelingt, wird reich vergolten, und zugleich sieht er sich in das geheimste

Vertrauen Desjenigen gezogen, den er verrathen, und der ihm einst diesen Verrath noch königlich lohnen soll.

Wie der Schiffbrüchige, wenn die Wogen, mit ihm spielend, ihn zu verschlingen drohen, den starren Felsen umarmt und ihn erklimmt, ohne zu wissen, ob er ihm Rettung gewähren kann, ob ein sicherer Pfad von ihm hinunterführt, und ihn dadurch erst den Schrecken des Todes vollständig enthebt, so wirft sich auch Friedrich in seiner Bedrängniß dem kalten Minister in die Arme und will abwarten, ob ihm Heil daraus erwachsen werde.

Grumbkow's Schlauheit glaubt nun bald die rechten Mittel anzuwenden, den Jüngling sich ganz zu gewinnen, und dieser vertraut ihm nun die geheimsten Gefühle seines Herzens, die Sorgen seiner jungen Tage; er weiht ihm seine jugendlichen Bestrebungen des Fleißes und schildert ihm die Leiden und Freuden, die ihn bewegen, in Versen und Prosa, in täglichen Mittheilungen.

Man empfiehlt dem Prinzen, um sich bei dem Vater in die gehörige Gunst und rechte Achtung zu setzen, vor allen Dingen Sparsamkeit. Allein welche Mühe er sich auch geben würde, mit dem, was er erhält, auszukommen: es ist so wenig, daß er Schulden zu machen gezwungen ist. Das Borgen ist aber hochverpönt, und an eine vollkommene Versöhnung darf nicht gedacht werden, so lange der König davon Kenntniß erhält. Unter diesen Umständen würde die Vermählung die Verlegenheit des Kronprinzen nur vergrößern, da die Prinzessin von Bevern keine Mitgift erhält, und die Summe, die für den kronprinzlichen Haus- und Hofhalt ausgesetzt werden soll, bei Weitem nicht hinzureichen im Stande wäre.

In dieser nach allen Seiten hin zwängenden Lage, verlassen von Hilfe und treuen Freunden, erschien Grumbkow wie ein rettender Engel. Zuerst bot er eine ansehnliche Summe wie aus eigenen Mitteln an, als von dem Freunde dem Freunde dargebracht, die — wie die Sachen jetzt standen — sehr willkommen sein mußte und unmöglich zurückgewiesen werden konnte. Dann rückte er mit Feinheit offener hervor, indem er von größern Summen sprach, die dem Kronprinzen regelmäßig ausbezahlt werden sollten.

Oestreich wolle, so sagte er, um das beste Einverständniß in der Königlichen Familie herzustellen, aus Freundschaft für das Preußische Haus und aus besonderer Rücksicht für den Kronprinzen, der durch die Wahl der Prinzessin von Bevern mit dem Kaiserhause in die engste Verwandtschaft treten würde, einen bedeutenden Zuschuß für den Hofhalt des Kronprinzen leisten und sich still-

schweigend verpflichten, damit fortzufahren. Grumbkow öffnete nun, wie er sich schlau äußerte, durch die Befriedigung der angenehmen Lust im Ankauf von Kunstsachen und Büchern, wie auch die jungen, lebhaften Freunde zur Tafel laden und einen passenderen Aufwand dabei in Küche und Keller zeigen zu können, dem Kronprinzen eine der reizendsten Perspectiven. Um sich die Gunst des Vaters im höchsten Grade zu gewinnen, wollte man ihm ferner dazu behilflich sein, für des Königs Leibregiment riesige Recruten herbeizuschaffen, was allerdings mit großen Kosten verbunden war, da diese Leute aus fremden, weitentfernten Ländern oft um theures Geld angeworben werden mußten.

Dieses Leibregiment wurde damals wie eines der größten Wunder angestaunt und erfüllte die ganze civilisirte Welt mit seinem Ruhme. Es bestand fast nur aus Riesen. Der Monarch, der sich bei Friedrich Wilhelm einschmeicheln wollte, ließ in seinen Staaten ein paar große Leute auftreiben und sandte sie dann dem Könige von Preußen als Geschenk. Dieser selbst trieb seine Vorliebe so arg, daß er wohl manchmal, wenn er von einem ungeheuren Burschen Kunde erhalten hatte, der trotz der vortheilhaftesten Anerbietungen und reichsten Versprechungen nicht zu bewegen war, in Preußen Dienste zu nehmen, sogar unerlaubte Gewaltmittel anwandte, um den Menschen pressen zu lassen. Solche Handlungen gaben zu Weitläufigkeiten und Verdrießlichkeiten die Veranlassung, wenn ein Unterthan eines Nachbarstaates überfallen und gefesselt nach Potsdam zum Leibregiment abgeliefert wurde. Ein riesenmäßiger Wuchs genügte übrigens dem Könige vollkommen. Ein großer, hieß auch ein schöner Mann. Augenzeugen versichern uns jedoch, daß viele von diesen so weltberühmten Soldaten ganz abscheulich ausgesehen haben sollen.

Besonders konnte nun durch solche Recruten Friedrich sich die Gunst seines Vaters erringen. Welche Freude mußte es dem Könige machen, bei seinem Sohne den gleichen Sinn für großes Militär, dieselbe Neigung für kriegerisches Wesen erwachen zu sehen! wie sehr rühren mußte es ihn, wenn der Sohn sich jetzt bemühte, dem Vater sich auf diese Weise kindlich ergeben zu bezeigen; wenn er von dem ihm knapp Zugewiesenen noch so viel zu ersparen wußte, um dem Vater solche Freude zu bereiten. Ein guter Sohn, ein militärisch gesinnter Prinz, ein weiser, sparsamer Haushalter, welche herrliche Entwicklung früher nie geahnter Eigenschaften! War dies Alles nun aber Betrug, so war es doch einer der besten Art, und wer könnte wohl in Erwägung der obwaltenden Ver-

hältnisse und Fügungen den Sohn deswegen zu strenge richten wollen?

Hochachtung und Zuneigung, die das biderbe, aber ächt deutsche und ehrwürdige Wesen des Königs für sich von Jedem, der sich ihm näherte, gebieterisch in Anspruch nahm, hatte auch der Sohn dem Vater nie verweigert. Nur die Härte, die, durch die Umstände gezwungen, der König in Ausübung brachte, in der festen Ueberzeugung, daß sie nur gerecht sei, konnte das kindliche Gefühl im Kronprinzen zurückscheuchen. Mit dem bessern Vernehmen mußte jeder Schein von Härte immer mehr verschwinden, und des Sohnes Liebe zum Vater, die jetzt hervorzubrechen begann, war keine Heuchelei, keine Verstellung, sondern sie entsprang rein und wahr aus dem ewigen Quell aller Liebe. Der König verweilte lieber und ruhiger beim Betrachten des Treibens, das der Kronprinz von nun an führte. Von keinen Einflüsterungen gestört, verkannte er bald nicht mehr die großen und edeln Keime, die in dieser jugendlichen Brust ruhten. Sah er einmal etwas, das ihm nicht recht gefallen wollte, und das ihn sonst in früherer Zeit stark in Zorn versetzt haben würde, so begnügte er sich, lächelnd zu sagen:

„Der Fritze mag's nur ausessen, was er sich eingebrockt hat. Ich darf mich nicht mehr darum kümmern. Er hat ein gutes Herz und Haar' auf den Zähnen.“

Etwas Aehnliches äußerte er auch, als er von dem Verhältnisse des Kronprinzen zur Frau von Wreech erfuhr, das die böse Welt ihm wie gewöhnlich im falschen Lichte darstellte. „Ich sehe, der Fritze hat Feuer,“ sagte er, „immerhin! Das läßt mich hoffen, daß er der ihm zugedachten Braut denselben Eifer widmen wird!“

Aber diese Verwandlung aller äußern und innern Verhältnisse zwischen Vater und Sohn, diesen Uebergang vom offenen Unfrieden zum behaglichsten Einvernehmen, vom Widerstande zur Hingebung, bewerkstelligten einige tausend Ducaten, die Oestreich zur rechten Zeit zu geben wußte. Wie mächtig ist doch das Geld zu allen Zeiten gewesen! Es ist die Seele der Politik, es lenkt die Schicksale der Reiche! Was wäre die Welt ohne das Geld? Es ist die größte Erfindung, in ihren Wirkungen die unvergleichlichste, die unerreichbarste. Unheil und Glückseligkeit — Alles hängt davon ab. Sind wir im Stande, die Verhältnisse der Dinge zu einander uns ohne Geld zu denken? Verschmähen kann es der Weise, es schmähen nur der Thor! — —

Der Kronprinz saß an seinem Schreibtische, als ein Vertrauter

Grumbkow's zu ihm eintrat. Er übergab folgendes Schreiben Seckendorf's:

„Gnädigster Herr!

„Ein wahrer und sehr ergebener Diener Eurer Königlichen Hoheit fühlt sich so freudig ergriffen von dem wiederhergestellten guten Einverständniß in der Königlichen Familie, daß er nicht unterlassen kann, dazu beizutragen, daß es auch für die Dauer erhalten werde. Da man nun besorgt, daß während Ihres Aufenthaltes in Cüstrin, vielleicht nothgedrungen einige Schulden könnten contrahirt worden sein, so wird unmaßgeblich für dienlich erachtet, solche abzutragen, ehe es zur Kenntniß des Königs komme, der daraus wieder auf schlechte Anwendung der vorgestreckten Mittel schließen dürfte. Man erlaubt sich also, Eurer Königlichen Hoheit hiebei fünfhundert Ducaten zu senden, um sich deren zur Ablösung erwähnter Schulden bedienen zu wollen. Da man nun aber ein unnöthiges Aufsehen erregen würde, wenn dies mit einem Male vor sich ginge, als hält man es für räthlich, jedweden Monat eine Abschlagszahlung zu leisten, und selbst den allerintimsten Freunden zu sagen, daß dies von den Ersparnissen an den von dem Könige bewilligten Summen und von den Revenuen des Regiments bestritten werde. Der Ueberbringer ist unterrichtet, die Summe Eurer Königlichen Hoheit selbst abzuliefern. Bestellen Sie denselben scheinbar wieder, um die Antwort auf dieses Schreiben abzuholen, und er wird dann das Paket stillschweigend auf den Tisch legen und sich im selben Augenblicke entfernen. Niemand wird hoffentlich, wenn Alles so bewerkstelligt wird, den geringsten Argwohn schöpfen. Wenn die Art und Weise, wie man diese kleine Rimesse in Dero Hände spielt, approbirt werden sollte, so wird man sich dieses Kanals auch für die Folge bedienen, nicht sowohl, um unnützen Ausgaben damit zu Hilfe zu kommen, deren Eure Königliche Hoheit gar nicht fähig taxirt werden können, sondern damit der König seine gute Meinung nicht ändre, wenn er zufällig dahinter kommen sollte, daß der Haushalt seines Sohnes noch nicht so geordnet ist, wie es nun einmal so sehnlich von ihm gewünscht wird. Man hofft, daß Eure Königliche Hoheit das gegenwärtige Billet zerreißen werden, und um dessen vollkommen überzeugt zu sein, bittet man, daß Sie die Gnade haben mögen, einige Stückchen davon Demjenigen zu überantworten, der das fragliche Geld einzuhändigen erschienen ist. Schließlich ist noch zu vermelden, daß man von gewisser Seite den

Wunsch geäußert hat, Sie in Ihrer Wohnung zu überraschen, um nachzusehen, wie die Sachen im Innern stehen."

Dieser Brief war in französischer Sprache geschrieben.

Der Prinz, der durch Grumbkow von diesem Schritte längst in vorläufige Kenntniß gesetzt worden war und ihn genehmigt hatte, konnte sich doch einer aufsteigenden Röthe nicht erwehren. Er hatte vergessen, den Mann zu bescheiden, und dieser, seiner Instruction getreu, stand noch immer maschinenhaft vor ihm, wie ein Schauspieler, der sich nicht zu helfen weiß, wenn ihm das Stichwort nicht gebracht wird. Endlich besann sich der Kronprinz und der Mann hatte sich augenblicklich entfernt.

Da lag nun das Paket vor ihm. Stumm und doch so beredt. Die hellen Goldstücke blinkten ihm entgegen; er verschloß sie rasch, aber die Röthe wollte noch lange nicht von seinen Wangen weichen.

Er mußte sich alle gute Folgen dieser That recht lebhaft vor Augen halten, um seine Ruhe endlich wieder zu gewinnen und sich vor sich selbst zu rechtfertigen.

8.

Der Kronprinz war eine der vom Himmel besonders begünstigten Naturen. Er verstand das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und in sich stets die Kraft zu finden, vorliegende Hindernisse zu beseitigen, um seinem festen Ziele entgegenzusteuern. Das schwärmerische Verweilen bei den trüben Begegnissen, die ein nicht zu fassendes Geschick über seine frühere Jugend verhängt hatte, verlor sich mit dieser selbst immer mehr und mehr und es kam mehr Thatkräftigkeit in sein Wesen. Fortan schaffte er rüstig weiter an seiner großen Aufgabe, freute sich dabei jeder guten Stunde, suchte jede Aufwallung im Keime zu bewältigen und jeden Verdruß mit der Macht eines freien Geistes zu verscheuchen.

Die Uebereinstimmung, die jetzt äußerlich zwischen ihm und seinem Vater zu herrschen begann, tröstete ihn über Vieles, und die Ungezwungenheit, die er sich dadurch in seiner Art zu leben errungen hatte, entschädigte ihn dafür, daß er, um dies zu erlangen, so manches Zugeständniß hatte machen müssen, das ihm anfänglich schwer geworden war.

Ohne an den öffentlichen Dingen Theil zu nehmen, beschränkte sich Friedrich jetzt ganz auf den Dienst. Das Soldatenwesen war sein Beruf, dem er sich mit jugendlicher Freudigkeit widmete. Sein

Regiment erhielt eine Auszeichnung in der neuen schönen Uniform, die eben so reich gestickt war, als die der königlichen Riesengrenadiere, nur mit der Ausnahme, daß diese Gold, jene Silber hatte; und die bis dahin weit umher, auf kleinen Orten zerstreuten Bataillone wurden nunmehr nach Neuruppin und Nauen zusammengezogen, dem gegenwärtigen hohen Chef, der im erstern Orte seine Residenz nahm, zu Ehren.

So war der König auch von seiner Seite bemüht, die Freude, die ihm der geliebte Sohn durch seine Aufführung bereitete, auf alle mögliche Weise zu vergelten. In Berlin ließ er ihm eine bequeme und elegante Wohnung einrichten, sorgte aber zugleich dafür, daß es ihm in dieser Beziehung auch in der Garnison an nichts fehle.

Unter solchen Verhältnissen rückte nun der Augenblick heran, der die Wünsche des Königs vollkommen krönen sollte: die Vermählung der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern mit dem Erben seines Thrones.

Des Königs von Preußen Anhänglichkeit für das Haus Oestreich war mit seinem ehrenfesten, deutschen Wesen auf's Innigste verbunden. Mehr als einmal pflegte er sich in seinem Tabakscollegium zu äußern:

„Alle Fürsten müßten ja Schelme sein, die es nicht gut mit dem Kaiser und dem Reiche meinten: einen Kaiser müssen wir haben, also bleiben wir bei dem Hause Oestreich, und der ist kein ehrlicher Deutscher, der dazu nicht contribuiret. Nehmen wir einen Fürsten vom Reich, der nicht so großes Vermögen und Einkommen hat, so müssen ihn die Churfürsten ernähren, und das wäre mir und Andern ungelegen. Kein Engländer oder Franzose soll aber über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern habe ich Pistolen und Degen in die Wiege gelegt, daß sie die fremden Nationen von Deutschlands Gränzen verjagen helfen. Nur um Eines will ich den Kaiser bitten, daß er alle Beschwerden, die ein oder der andere Fürst des Reiches hat, selbst abthue, und daß man die mächtigen Stände doch nicht durch Reichshofrathsstylum so schnöde als einen Fürsten von Zipfel-Zerbst tractire.“

Dies war die Gesinnung, welche Friedrich Wilhelm in seiner geraden Art und Weise auszudrücken pflegte. —

Unweit der jetzigen Garnison des Kronprinzen, etwa zwei Stunden von Neuruppin entfernt, liegt ein altes, kleines Städtchen, **Rheinsberg** mit Namen, das dazu berufen war in der zweiten Jugendperiode des großen Königs verewigt zu werden.

Der große Kurfürst hatte diesen Ort vor mehr als einem halben Jahrhundert, als ein ihm zugefallenes Lehn, dem General, Marquis du Hamel geschenkt, welcher ihn verkaufte und ihn so in den Besitz von obscuren Privatleuten gelangen ließ.

In dem südwestlichen Theile dieses Städtchens, da wo der Rhyn aus dem Grinericksee austritt, stand damals ein altes, verfallenes Schloß, von weit ausgedehnten, verwilderten Gärten umgeben. Aber die Lage war reizend; die Gewässer des Sees umspülten die Ringmauern des Schlosses und Buchen- und Eichenwälder umgaben in sanftansteigenden Terrassen die Ufer. Das gothische Bauwerk bestand nur aus einem einzigen Flügel, den ein hoher Thurm gegen das Wasser hin begränzte und eine alte Zugbrücke führte zu dem schmalen, hochgewölbten Eingangsthore.

Das Ganze behauptete in seinem Zustande des Verfalls einen höchst romantischen Charakter und die vernachläßigten Anlagen, so wie die ganze vollständige Umgebung, der wogende See, die wehenden Bäume, das stille, geheimnißvolle Weben in dieser Natur, contrastirte so anmuthig mit den offenen, nüchternen Sandflächen, die sich gen Berlin hin erstreckten, daß dieses schon in Friedrich den Wunsch entstehen ließ, sich hier einen ländlichen Ruhesitz zu schaffen.

Hierher pflegte er in einsamem Sinnen zu wandern und sich den Gedanken an die Zukunft zu überlassen. Wer weiß, welche Vorsätze hier entstanden, welche Plane hier entworfen wurden, die einst später die Welt in Erstaunen setzten und das Vaterland verherrlichten. Aber auch hieher pilgerte er mit der Geliebten, um sich in ungestörter Fülle ihrer Nähe zu freuen, und ihr Wohlbehagen an dem Orte mochte es wohl noch mehr als alles Uebrige sein, was ihn dem sinnigen Jünglinge so werth machte.

Ermüdet von den Fatiken der Tagesgeschäfte war er an einem mondhellen Abende nur von einem Reitknecht begleitet nach Rheinsberg geritten.

Er ließ sich das Flötenkästchen reichen, zog das Instrument daraus hervor und verlor sich unter dem Schatten der Gebüsche. Wie verstohlen setzte er das Instrument an den Mund und ließ einige gehauchte Passagen durch die Nachtluft säuseln. Es war:

— Das Nachtigall Männchen,
Das lockte die Braut —

und bald rauschte es leicht durch das Laub und eine Dame zeigte sich, im schwarzen Mantel, den Hut in die Augen gedrückt, ein zierliches Stöckchen in der Hand und eine schwarze Halbmaske von

Sammt vor dem Gesichte, von der Art, die man Loup nannte, welche weniger der Mode als anderer Ursachen wegen getragen wurde, denn erst als die Dame den Prinzen erkannt hatte, riß sie die Maske vom Gesicht und bot ihm mit dem Ausdrucke der höchsten Freudigkeit guten Abend.

„Alles geht gut," rief sie in Begeisterung, „und Sie sehen mich auf dem Gipfel des Entzückens. Ihre Vorsätze reifen zu Thaten und ich sehe Sie endlich da, wo ich Sie sehen wollte. Sie sind entschlossen Ihre Hand der Ihnen bestimmten Braut zu reichen; sein Sie überzeugt, Sie knüpfen ein herrliches Band. Diese jetzt ohne Liebe geschlossene Ehe wird eine glückliche sein! Ihre zukünftige Gemahlin ist ein Muster der Tugend und Liebenswürdigkeit."

Friedrich seufzte.

„Warum sprechen Sie mir davon — Hier — an diesem Orte? Habe ich denn nicht genug an meiner Pflicht, die langen, lauten Tage hindurch zu tragen? Lassen Sie mich in dieser heiligstillen Nacht ihrer vergessen dürfen!"

„Gnädiger Herr," sagte die Dame, „wenn ich Sie so zu finden gehofft, würde ich Ihren Befehlen schwerlich gefolgt sein —"

„Und was hofften Sie?" fragte Friedrich.

„Die Frage ist so naiv, mein junger Freund, daß ich fast meinen Ernst verliere, den ich doch wahrlich brauche in diesem kritischen Augenblicke. Nun, so hören Sie denn — ich kam, um Ihnen zu sagen, daß Prinzessin Elisabeth von Bevern es verdient, von Ihnen gekannt, recht genau gekannt zu sein, und daß es Zeit ist, diese grämliche Laune einmal abzulegen, die sich für einen zwanzigjährigen Bräutigam nicht schickt. Wissen Sie, was man Ihnen nachsagt?"

„Daß ich in Sie zum Sterben verliebt bin!" warf der Prinz lächelnd hin.

„Auch das wäre möglich; ich wage viel mit diesen Rendezvous und Heimlichkeiten; mein Loup schützt mich dabei nicht; denn meine Taille ist zu erkennen, und was braucht am Ende die Verleumdung mehr, als daß sie eben verleumden will. Allein man sagt —"

„Je nun die Verleumdung sagt —"

„Mag sein! Man sagt, Sie zeigten sich so hartnäckig, weil Sie Ihre Augen nach reicheren Partien aussenden. Es sei der leidige Eigennutz, der Sie leite; Sie wollten aus dieser Ursache uns sogar einen kleinen moskowitischen Kobold zur dereinstigen Landesmutter geben — ach Gott! ich bitte Sie! lieber Prinz, bedenken Sie doch nur, die schönen, großen blauen Augen verschwän-

den dann bald aus Ihrer Familie und Sie hätten den ewigen Fluch zu tragen, die kleinen, schiefen Augen der kosakischen Race aufgebracht zu haben. Ich bitte Sie, mein Prinz, das könnten Sie doch wohl nicht?"

"Ich thue nichts Anderes, als was mein Vater will. Wie sagten Sie vorhin? Ihre Vorsätze reifen zu Thaten. Nun ja! Ich werde bald am Ziele stehen. Ich denke ernstlich daran, mir ein Haus zu gründen. Der gute Familienvater muß zu rechter Zeit an das Nest denken. Mein Vater hat mir die angenehme Hoffnung eröffnet, daß ich umherziehen darf in der Welt, sobald das erste Kind aus meiner Ehe hervorgegangen sein wird. Ich gedenke dann wie ein Storch zu leben. Im Winter dem Süden zu; im Sommer hier. Nun sehen Sie, welches Storchnest ich mir erkoren habe."

Die schöne Frau maß den Sprecher mit großen Augen.

"Dies Rheinsberg will ich mir kaufen!" fuhr Friedrich fort. "Diese dichten Schatten, die der Mondstrahl kaum durchdringt, sollen mich und mein eheliches Glück in ihrem Schooße bergen, wenn ich von meinen Fahrten heimgekehrt bin. Sehen Sie, in jenem Thurme, der dort seinen zerbröckelten Kranz von einem täuschenden Silber umschwimmen läßt, will ich philosophiren; auf jenem Altane wird die Kronprinzessin sitzen und die junge Brut ätzen — o ich werde sehr glücklich sein!"

"Ihre Bitterkeit zerstört muthwillig jeden schönen Eindruck, wenn Sie ihn kaum in mir hervorgerufen haben. Daß Sie damit umgehen, sich diese Besitzung von ihrem jetzigen Eigenthümer zu erstehen, finde ich eben so natürlich, als ersprießlich. Schon längst entsprach der stille Ort Ihrer Neigung —"

"Weil Sie sie mit mir theilten —"

"Aus jenem Thurm mit den daran stoßenden Gemächern läßt sich wohl eine bequeme Wohnung für bescheidene Wünsche herrichten — ein geschickter Baumeister, der den Plan dazu entwürfe —"

"Wäre bald gefunden. Kommen Sie, gnädige Frau, ich bin in der Laune, hier gleich zur Stelle den Plan zum Ausbau des Ganzen zu entwerfen. Kommen Sie!"

Er ergriff die Hand der Dame bei diesen Worten und leitete sie die verfallene Steintreppe hinan, wo sich am Rande des Wassers eine graue Plattform erhob, von der man die Wohnung übersehen konnte. Dort setzten sie sich auf eine von dichtem Gesträuch umwucherte Bank.

Der Prinz begann nun, seine Ansichten von einer neuen

Schöpfung zu entfalten, die er hier entstehen lassen wollte; hier gedachte er Alles um sich zu vereinigen, was Geist und Talent genug besaß, ihm das Leben zu verschönern. Er sprach davon, Verbindungen mit den Dichtern und Denkern Frankreichs eingeleitet zu haben, und, wie er sich schmeichle, die schätzbarsten Zusicherungen bereits zu besitzen. In dieser Zurückgezogenheit, unbekümmert um die Händel der Welt und ihre Meinung verachtend, wollte er leben, nur den Wissenschaften und Künsten und ihren Auserwählten hingegeben, nur der Freundschaft und Liebe mit ganzer Seele geweiht. Nachdem er die beredte, feurige Schilderung geendigt, rief die Dame:

„Sie malen mir hier ein Paradies mit den reizendsten Farben; glücklich sind diejenigen, die es mit Ihnen theilen können."

„So gehören Sie zu diesen Glücklichen, da ich Sie erkoren habe, die schönste Zierde dieses Tempe zu sein."

Die Dame blickte auf zum Prinzen, und der Mondstrahl brach sich in dem großen, feuchten Spiegel ihres Auges.

„Diese Aeußerung könnte mich glücklich machen, wenn ich Sie erst anders wüßte. Mich werden Sie nicht hier sehen, aber auch nicht vermissen."

„Glauben Sie, daß Rheinsberg der Ort meiner Vorliebe je geworden wäre ohne Sie?"

„Ueber die Grille! Aber Sie werden sich schon darein finden müssen! Meine Sendung ist beendigt. — Ich wollte Sie glücklich wissen und Sie werden es sein! Als ich Sie kennen lernte, dort — in Münchow's Hause — so hilflos und verlassen, einen armen, bleichen Jüngling, mit Thränen auf den Wangen — da — verzeihen Sie es dem weiblichen Herzen — da hatte ich Mitleid mit Ihnen. Sie erschienen mir so niedergebeugt von Ihrem riesenhaften Schmerze, so erliegend und dabei so gefühlvoll. Ich glaubte, daß Ihnen die sanfte Hand einer Frau hilfreich werden könnte; ich näherte mich Ihnen, selbst noch so jung und unerfahren, erlaubte ich mir, Sie mit der Welt bekannt zu machen und Ihnen das verschlossene Herz den Freuden des Lebens zu öffnen. Jenen stillen Freuden, die der hohen Sphäre nie nahen, in der Sie geboren wurden. Sie schenkten mir Gehör; Ihr heller Geist begriff meine Lehren bald und Sie waren dann kein Fremdling mehr in unserm stillen, freundlichen Kreise. Erinnern Sie sich wohl noch jener Stunden?"

Friedrich ergriff die Hand seiner Freundin und drückte sie; sie entzog sie ihm nicht.

„Sie gehörten uns fortan ganz, aber nicht ohne Schmerz konnte ich daran denken, daß sich das einst ändern sollte, ändern müßte. Ihre Bestimmung reifte; Ihr Vater konnte nur noch scheinbar zürnen, Sie wurden nach Berlin zurückberufen. Mit Wehmuth sahen wir Sie Alle scheiden. Welche neue Reihe von Leiden und Qual warteten Ihrer. Die Schule eines zum Throne Erkorenen ist immer schwer und lang; nie aber noch hatte sich — so schien es uns damals — die Natur so in Masse und Stoff vergriffen, als da sie Sie geschaffen. Ein zerstörender Widerspruch waltete in Ihrem ganzen Wesen. Sie fühlten sich so wohl in der engen Begränzung und Ihr hoher Geist, das Genie, ein Etwas, für das eine spätere Zeit erst die richtige Benennung findet, weil sie damit vertrauter werden wird als wir, treibt Sie darüber hinaus und läßt uns staunend bei Ihren Flügen verweilen. Die schreckliche Erfahrung, die Sie, fast noch ein Knabe, schon am Hofe Ihres Vaters gemacht, läßt mit Schaudern daran denken, welche neuen Prüfungen dem muthigeren Jünglinge bevorstehen! Da kam mir ein Licht von oben; ich fühlte mich plötzlich so stark und kräftig; ich übernahm es für Sie zu wirken. Lassen Sie meine Hand nicht so überrascht fahren; halten Sie sie fest wie bisher; sie ist Ihres Druckes nicht unwerth. Ich setzte mich stets weg über die fromme Gleißnerei und im Gefühle meiner Frauenwürde erhob ich mich über die Ausbrüche niedriger Gesinnungen. Man findet mich in der Welt schön, verführerisch, reizend — je nun, ich wollte daran glauben und einmal zusehen, ob ich es wirklich bin. Einer solchen Frau wird Geschicklichkeit zum Intrikiren zugetraut. Ich schlug mich auf die Seite Ihrer Feinde, um ihr Vorhaben für Sie zu nützen. Man wußte, daß ich in Ihrer Gunst stand, man muthmaßte willig noch weit mehr. Man trauete uns beiden die Schlechtigkeit zu, ohne welche Männer, wie Seckendorf und Grumbkow, sich ein Verhältniß wie das Unsrige nicht denken können. Man hielt mich für eine ehrlose Verbrecherin, Sie für einen schändlichen Verführer und das waren die rechten Leute um zu unterhandeln.“

Der Prinz wollte mit einem raschen Ausrufe in die Höhe fahren.

„Beruhigen Sie sich,“ fuhr die Dame fort, „die Creaturen, die mit uns zu spielen wähnten, betrogen sich und wurden von meiner sichern Hand gelenkt. Während ich Ihrer Gesinnungen gewiß war und mich Ihres vollsten Vertrauens erfreute, leitete ich die Andern auf Ihren Weg. Man hatte sich an Herrn von Natzmer gewendet, und dies erfuhr ich zur rechten Zeit. Natzmer's leichter Sinn war mir nicht Bürge in dieser schwierigen Angelegenheit;

ich mußte mich des Fadens bemächtigen. Spione Seckendorf's umgaben mich; es wurde mir leicht sie zu täuschen. Während sie mich auszuholen glaubten, benützte ich sie für meinen Zweck; ich ging scheinbar in die Falle und war so glücklich den grand maître de toutes les fourberies in meinem Boudoir zu sehen. Seckendorf mir gegenüber! Sagen Sie mir nichts — Das Schwerste wurde mir leicht für den Freund! — Durch mich geschah es, daß Sie die Summen erhielten, die Sie in den Stand setzten, den König durch die weise Oekonomie zu täuschen, die ihn mit Ihnen auf eine so dauerhafte Weise versöhnten; durch die Annahme dieser Summen schlossen Sie einen Waffenstillstand mit Ihren Feinden, der sie verhinderte gegen Sie offen zu operiren und sie vielmehr zwang, Sie überall zu vertreten und für Sie zu handeln. Ihre Willfährigkeit der Prinzessin von Bevern die Hand zu reichen, krönte endlich das Unternehmen. Es bleibt nun nichts mehr übrig — freilich das Schwerste und doch so leicht, wenn Sie nur wollen —"

Friedrich schüttelte den Kopf.

„Nichts ist mehr übrig zu meinem — zu Ihrem Glücke, als daß sich diese Verbindung auch auf Liebe — nein! — nur auf eine Achtung gründe, die aus reiner Quelle ströme — daß Sie der vorgefaßten Meinung entsagen, als sei Ihre Braut Ihrer nicht würdig. Geben Sie sich die Mühe, diesen schönen, tugendhaften Charakter kennen zu lernen und Sie werden so viel Außerordentliches darin entdecken, daß Sie nichts Würdigeres zu sich erheben zu können sich selbst werden gestehen müssen. Elisabeth wird Ihr Glück und das Glück Ihres Volkes sein. Denken Sie daran! Glauben Sie mir! Nicht wahr? Sie entziehen mir jetzt nicht Ihre Hand? Ja — Sie glauben mir in diesem heiligen Augenblicke, der mich mit einer höhern Weihe erfüllt. — Und nun kaufen Sie Rheinsberg — bauen Sie es schöner aus — so schön als die glühendste Phantasie des größten Künstlers Ihnen den Plan dazu entwirft. Fort mit dem kleinen, dem läppischen Vergleich von vorhin — Pfui! ein Nest. Einen Palast lassen Sie hier entstehen, der die bewundernden Blicke der Welt auf sich zieht, bevölkern Sie ihn mit Allem, was die Erde Reizendes schmückt und über dem Eingang prange die Inschrift: Friedrich's stillen Freuden geweiht!"

Die begeisterte Sprecherin schwieg hier. Friedrich schlang den Arm um sie und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen.

„Sie sind mein Engel!" rief er. „Wie dieser Kuß, so rein ist meine Liebe für Sie! Nie soll die Welt sich zwischen uns drängen; Lenore und Friedrich werden ewig verbunden sein. Alle die Zauber,

die Sie so eben vor mir entfalteten, werden wirklich, sobald Sie sich entschließen, hier zu walten. Bewohnen Sie Rheinsberg mit uns, theilen Sie Friedrich's stille Freuden, wie Sie es bisher gethan!"

„Jetzt nicht — noch nicht —" sagte die Edle, mit erſticktem Tone — erst dann lassen Sie mich Theil nehmen, wenn Ihr Glück fest begründet, allen Stürmen trotzen kann. Ziehen Sie ein mit Ihrer jungen Gattin, gedenken Sie meiner, aber verschließen Sie Alles, was ich Ihnen hier offenbarte, tief in den Schrein Ihres Herzens. Ein Wort davon vor fremden Ohren kann ein giftiger Hauch sein, der die schönste Blüthe verdorrt, ein Hauch der die glimmende Asche zur Flamme anfacht. Ich mußte mich Ihnen entdecken, damit Sie meine Entfernung nicht übel deuten. Ich reise nach Cüstrin zurück; mich werden Sie in Rheinsberg jetzt noch nicht wiedersehen!"

„Sie erschüttern mich —"

„Nur für diesen Augenblick, hoffe ich; denn auch ich fühle mich erschüttert. Aber der Augenblick wird vorüberfliegen und Sie werden sich wieder finden. Leben Sie wohl, mein Prinz! Leben Sie wohl!"

Sie hatte sich gewaltsam losgerissen und huschte die Stufen hinab; er war von der ächten Hochachtung erfüllt und wagte ihr nicht zu folgen; die conventionelle würde es erheischt haben, daß er ihr den Arm geboten hätte. Bald darauf hörte er einen Wagen fortrollen. Ein edles Wesen hatte sein trauriges Verhängniß abermals von seiner Seite gerissen. Aber was sie ihm gesagt, als treues Vermächtniß ihm hinterlassen, blieb tief in seine Seele geprägt.

Er stieg, nachdem das Rollen des Wagens sich in die Ferne gänzlich verloren hatte, von dem Altan langsam herab; sein treuer Reitknecht führte den Rappen vor. Er schwang sich darauf und ritt der Stadt zu.

Unweit vom Thore, auf freiem Felde gewahrte er eine große Helle. Ein Feuer loderte hoch auf und umher saßen junge Männer im Kreise, wild durcheinanderschreiend und zechend. Friedrich ritt näher. Bald erkannte er Offiziere von seinem Regimente und er stieg ab, um sich zu ihnen zu gesellen und nach der Ursache dieses friedlichen Bivouaks zu forschen.

Alle befanden sich im Zustande großer Exaltation und empfingen stürmisch ihren jugendlichen Chef, den jeder von ihnen verehrte.

„Es ist das Fest der neuen Uniform, mein gnädigster Herr

Oberst, die wir durch die Gnade Sr. Majestät erhalten haben," rief der junge Lieutenant von Kleist, „das wir hier feiern. Sie werden den schlechten Geruch gleich verspürt haben, der kommt von den alten Röcken her, die wir Alle dem Feuer geweiht haben. Sie brennen hier vor uns und wir wärmen uns nicht einmal dabei; denn wir haben bessere Wärmestoffe mitgebracht."

„Wie Figura zeigt," fiel dem Sprecher Schenkendorf ins Wort, indem er mit einem Aufwande von Zierlichkeit, den ihm sein Zustand sehr erschwerte, ein volles Punschglas auf der flachen Hand dem Prinzen präsentirte. „Das Gold mögen unsere Burschen von der Brandstätte zusammenkehren und an die Juden verkaufen. Wir ziehen morgen mit Silber auf die Wache! Es lebe unser Chef, dem wir die neue, schöne Uniform verdanken!"

Ein dreimaliges Hoch, in das alle Anwesenden brausend einstimmten, folgte diesem Rufe.

Da nahete sich ein Mann, in reiferen Jahren als die Meisten der Anwesenden und in der Tracht eines Reisenden dem Kronprinzen. Sein Zustand deutete darauf hin, daß er sich entweder der Libation enthalten hatte, oder daß er im Stande war, diesen Opferdienst ausdauernder zu ertragen.

„Gnädigster Prinz," fing er an, „Sie sehen hier einen weit und breit Herumgekommenen, der es endlich müde wurde, dem Glücke nachzulaufen, das er in der Fremde doch nie erreichen konnte. Er will hier weilen und sehen, wo sich ihm ein Plätzchen zum Ausruhen findet."

„Knobelsdorf!" rief Friedrich, „wenn mich nicht mein Auge trügt. Glücklich zurück aus Italien? Nun, und wie reich kehrt der Künstler uns denn wieder? Was haben die armen Märker sich von seinem Reichthum zu versprechen?"

„Reich, mein Prinz?" erwiderte Knobelsdorf. „Ich bin nie der Knopf auf Fortuna's Kappe gewesen, wie mein großer Brite sich ausdrückt. Der Künstler, der andern Reichthum kennt und sucht, als den an Kunst, ist wahrhaft arm zu nennen."

„Mein lieber Freund!" rief Friedrich entzückt, „Ihre Ankunft ist mir erwünscht. Wie sich doch Alles zu dem wunderbaren Tempel fügt, in dem ich nun einmal mein Glück finden soll. Es ist fast wie ein Ammenmährchen!"

Der Lärm des Bacchanals litt es nicht, ein Gespräch fortzusetzen, wie es Friedrich und der von Reisen Zurückgekommene wohl gewünscht hätten. Es wurde eine Zusammenkunft auf den andern Tag verabredet.

9.

Zu früher Stunde sehen wir einen breiten, starken Mann bei Friedrich eintreten. Seine Kleidung zeigt eine geniale Nachlässigkeit. Die Haare, nur leicht mit Puder bestreut, sind hinten mit einem farbigen Bande lose zusammengenommen und fallen flatternd auf den Rücken hinab; um den Hals schlingt sich eine lange Binde von strohfarbenem Nesseltuche und das Kleid hängt weit und bauschig auf den Schultern. Das Gesicht zeigt eine ernste Derbheit und auf der hohen Stirne ziehen sich Furchen, die das Leben und die Nachtwachen hineingegraben haben.

Der Mann trägt unter dem Arme, statt des üblichen flachen Dreiecks, den die Mode „Chapeaubas" benannte, eine Menge großer schwerer Mappen, die er beim Eintritte, nächst der Thüre, in eine Ecke stellt.

„Eure Königliche Hoheit haben befohlen und ich kannte nichts Angenehmeres, als solchem Befehle recht schnelle Folge zu leisten," sagte der Fremde, „darum bitte ich zu entschuldigen, wenn ich vielleicht in der Wahl der Stunde —"

„Nicht diesen Ton, Knobelsdorf!" rief der Prinz freudig, „wir wollen als Freunde mit einander sprechen. Vor allen Dingen legen Sie mir jene Schätze dort hieher auf den Tisch, doch bevor wir uns in sie versenken und Sie mir Ihre weisen und gelehrten Erklärungen darüber machen, sagen Sie mir — wie geht es Ihnen? Worauf gründen sich Ihre Hoffnungen? wohin strebt Ihr Ehrgeiz?"

„Ehrgeiz, Eure Königliche Hoheit?" erwiderte der Gefragte mit bitterm Lächeln, „ich habe Keinen. **Per bacco!** Ich hatte die Ehre, mit Ihnen zu dienen, mein Prinz, und ich quittirte, um meinem Penchant zu folgen und die Welt zu durchstreichen. Ich war in Italien. Nur wer dort war kann begreifen, was in diesem Worte liegt. Ich zog mit dem frühesten Morgen aus und wanderte auf den Trümmern der großen alten Welt, und wenn ich im Umgange mit den Geistern der Geschichte einen langen Tag verlebt, fand mich die untergehende Sonne, selbst wie einen bereits abgeschiedenen Geist, auf einem Steinhaufen sitzend, sinnend und denkend, und der nagendste Hunger riß mich erst daraus empor und ich dachte daran, daß ich den Tag über nichts als geistige Nahrung zu mir genommen hatte."

„Liebster Knobelsdorf!" rief Friedrich lachend, „das kann man nicht glauben, wenn man Sie ansieht. Sie sehen wahrhaftig nicht

aus, als wenn Sie auf alten Steinen gesessen und Luft getrunken hätten wie 'ne Kröte."

„Seitdem ich wieder in Deutschland bin, gnädigster Herr! ess' und trink ich so viel, als wenn der Körper sich für das lange Fasten schadlos halten wollte. Die märkische Kost nährt so fürchterlich. Hier gibt's wahrlich keine Luft, von der man leben könnte. Unsere Geschichte hat keine Denkmäler, die uns begeistern könnten. Ich mag mich aber nicht in staubige Folianten versenken, um sie aus einer barbarischen Sprache und räthselhaften Schriftzügen zu entziffern, ich will Geschichte am Wege lernen. Dies Grabmal, jene Triumphpforte, diese Brücke, jener Tempel, sie bilden breite Blätter des ewigen Buches — dabei läßt sich denken — träumen — die sprechen beredter, und ihr Staub belebt, statt uns zu ersticken, wie der Staub in den Archiven."

„Je nun, mein Herr Philosoph von der Landstraße," sprach der Prinz, „bei solchen Gesinnungen haben wir denn wohl wenig Hoffnung, Sie hier zu behalten?"

„Was wollen Sie, mein gnädigster Prinz, daß ich hier beginne?" fragte Knobelsdorf. „Ich bin gekommem, ein kleines Gütchen zu veräußern, das mir durch Erbschaft zugefallen ist, um mich dann wieder auf den Weg zu machen, hauptsächlich aber — setzte er nach seiner Weise galant hinzu — meinem gnädigsten Herrn, als der aufgehenden Sonne im Osten, meinen unterthänigsten Respect abzustatten."

Friedrich betrachtete ihn lächelnd.

„Das kalte Compliment, oder was es sonst wohl sein sollte, stand Ihnen schlecht, mein Freund!" entgegnete der Prinz. „Doch sehe ich Sie ungern von uns scheiden. Sollte sich in Berlin nicht Gelegenheit für Ihren Ehrgeiz finden?"

„Ich bemerkte bereits, daß mir der Ehrgeiz fremd ist; daß ich ihm für dieses Leben entsagte, als ich das Militär verließ und mich der Kunst weihte. Meine Ehre fordert aber, und namentlich meine Künstlerlehre ganz besonders, daß ich nichts in Berlin suche, wo ein ganz barbarischer Ungeschmack in allen Stücken herrscht und wo seit Schlüter kein Bauwerk entstand, vor dem man Respect haben kann."

„Das nenn' ich frei gesprochen! Wie, wenn sich aber eine Gelegenheit fände — doch — vor allen Dingen Ihre Cartons und Zeichnungen. Zeigen Sie uns, welche Schätze Sie mitgebracht haben."

Ohne darauf zu antworten schritt Knobelsdorf langsam der

Zimmerecke zu, und die schweren Mappen mühsam vom Boden aufhebend, legte er sie auf den Tisch, den er zur bessern Ansicht derselben dem Kronprinzen bequem zurecht rückte. Dann öffnete er sie bedächtig und ordnete ihren Inhalt.

Die Mappen bargen in der That einen ungeheuern Schatz. Hier waren Skizzen nach der Natur, wie sie nur die sicherste Meisterhand, den Augenblick erfassend, auf das Blatt zu werfen versteht, dort waren es ausgeführtere Gegenstände, Bildnisse mit nationeller Färbung, merkwürdige Reste der Baukunst, Scenen aus dem Leben der jetzigen Bewohner. Ueberall war ein festes Aufgreifen des Characteristischen, eine frisch sprudelnde Laune, ein muthiger Geist ersichtlich. Der Künstler ließ es an Erläuterungen nicht fehlen und der Kunstfreund blickte überrascht in eine für ihn neue Welt. Ideen erzeugten sich schnell und huschten vorüber, ehe sie recht klar wurden; Plane tauchten auf und Projecte entspannen sich; es war ein vorüberwogender Traum und Friedrich fühlte sich bald fieberhaft aufgeregt, bald erschöpft.

„Es ist genug, mein theurer Freund!“ rief er plötzlich aus, „ich bin nicht im Stande, mehr zu sehen. Sie dürfen mir aber noch nicht fort, bis ich Alles gesehen habe und noch mehr. Wenn ich mir denke, daß ich von den Alpen bis nach Sicilien dieses schöne Italien im Fluge durchstreichen könnte und all das Schöne, was es bietet, in der Spanne nur weniger Minuten aufzunehmen vermöchte, müßte mich da nicht ein tödtlicher Schwindel ergreifen? Und diesen Eindruck bringen fast Ihre Blätter in mir hervor. Ja, Sie müssen bei mir bleiben und mir Ihre gesammelten Schätze, Ihre großen Erfahrungen, hilfreich bei meinen Unternehmungen bieten. Kommen Sie mit mir, Freund, ich führe Sie an einen Ort — kommen Sie nur! Sie sollen von meinen nächsten Vorsätzen hören!“

Es wurde angespannt und Knobelsdorf mußte den Kronprinzen begleiten.

Man fuhr nach Rheinsberg. Der Prinz erklärte das Schloß kaufen zu wollen und dem kunsterfahrenen Freunde dessen Verschönerung zu übertragen. Man durchstrich die verwilderten Gänge des Parks, man bestieg die verfallenen Stufen, man verweilte dort, hier, überall wo sich eine Aussicht zeigte, wo der Punkt es versprach, sich willig der Verschönerung herzuleihen, wo sich eine Umgestaltung rechtfertigen ließ oder wo sie gefordert wurde.

Knobelsdorf war hier mit einem Male auf seinem Felde. Mit bewundernswürdiger Kraft bemächtigte er sich des Gegenstandes, seine träge Zunge schien plötzlich beflügelt, alle Pforten seines

Geistes waren geöffnet. Er sprang und kletterte die Mauern hinan, er schwebte über Abgründen, er balancirte auf einem hervorragenden Steine. Friedrich vermochte ihm kaum mit dem Geiste, weniger aber noch mit den Füßen zu folgen. Knobelsdorf bat den Prinzen selbst zurückzubleiben, und trug ihm von dem gefahrdrohendsten Standpunkte seine Verbesserungsideen vor.

„Welch ein reizendes Plätzchen!“ schrie er einmal über das Andere; „ein Tempe! eine Idylle, wie man sie in der Mark gar nicht anzutreffen glauben sollte!“

Seine Angaben waren so überzeugend, so praktisch, daß man auf der Stelle die Ausführung hätte beginnen können. Zum alten sollte sich ein neuer Thurm gesellen, dann zwischen beiden eine doppelte Säulenreihe entstehen und diese mit antiken Vasen und Gruppen geschmückt werden. Eine neue Brücke mit Statuen besetzt, müßte dann in den Vorhof geleiten, der erst hinzukommen sollte. Das Innere in seiner alten, verkommenen Gestalt, wich eben so schnell seinen begeisterten Worten und die junge Phantasie des Prinzen sah es schon neuverherrlicht vor sich stehen.

Künstler zur Ausführung dieser schönen Plane vermaß sich Knobelsdorf herbeizuschaffen und in ihm selbst war sowohl Architect und Maler, als auch der Leiter des Ganzen gefunden. Die Sache war unter den beiden jungen Männern schon zur völligen Richtigkeit gebracht, obgleich Friedrich noch nicht daran gedacht hatte, welche Geldmittel ihn in den Besitz des ersehnten Eigenthums setzen sollten, da dieses nicht unbedeutende erforderte.

Aber ehe er den Ort verließ, entfernte er sich von seinem Freunde und trat verstohlen auf den Altan des vorigen Abends. Hier pflegte er ungestört einer kurzen Erinnerung. Als er den noch immer ausmessenden und herumkletternden Knobelsdorf wieder erreichte, um mit ihm die Rückfahrt anzutreten, trug er ein bleiches Heidenröschen am Rocke, das er an der vom Grün überwucherten Steinbank gepflückt hatte.

10.

Bald sehen wir den vom Kunstfeuer durchglühten und von Lebenskraft übersprudelnden Knobelsdorf in Plane und Projecte versunken, um das verfallene Rheinsberg zu einem würdigen Aufenthalte des Kronprinzen umzuschaffen.

Friedrich Wilhelm freute sich des Verlangens seines Sohnes und war sogleich bereit ihm die für den Ankauf erforderliche Summe

zu bewilligen. Von alten Zeiten her besaßen die Thronerben im Lande ein solches Eigenthum. Cöpenik war das Friedrichs des Ersten, Wusterhausen war sein eigenes, seinem ältesten Sohne sollte Rheinsberg gehören. Hierher sollte er mit der jungen Gemahlin ziehen, die ihm der Vater ausgesucht — und die Flitterwochen zubringen. Der Kronprinz hatte nun in Alles gewilligt und kein dazwischentretendes Hinderniß stand zu besorgen. In Rheinsberg wollte er sich mit Allem umgeben was er liebte, was ihm das Leben angenehm machte. Hier wollte er sich einen eigenen Hof bilden, abweichend von dem seines Vaters, wo Geist und Geschmack herrschen, wo Talent und Genie zu den Ehrenstellen verhelfen sollten. Ob die Kronprinzessin in diesem Kreise einen Platz behaupten würde, überließ er der nächsten Zukunft, fest entschlossen ihr nur jene äußerliche Aufmerksamkeit zu widmen, welche die Etikette von ihm forderte, im Uebrigen aber unbekümmert sie ihren Gewohnheiten und Neigungen zu überlassen. —

Es war zu Anfange des Sommers, als der König und die Königin mit ihrem Sohne und einem zahlreichen Gefolge sich in das Hoflager des Herzogs von Bevern nach dem Städtchen Salzdahlum begaben, wo das Beilager des Kronprinzen vollzogen werden sollte. Die Lenker dieser Geschicke, Graf von Seckendorf und General von Grumbkow fehlten dabei nicht.

Der König von Preußen, schon seit lange an der Gicht leidend, befand sich gerade sehr angegriffen, aber der Wunsch die Verheirathung des Kronprinzen, die ihm bis jetzt so vielen Verdruß und so große Sorge verursacht hatte, endlich zu Ende zu bringen, ließ ihn über die Schmerzen hinwegsehen und dennoch die beschwerliche Reise in der übermäßigen Hitze antreten. Die Angst trieb ihn, es könnte wieder irgend ein unerwartetes Ereigniß plötzlich dazwischen treten und alle Vorsätze und Bestimmungen vereiteln. Diese Angst sollte nur zu bald gerechtfertigt werden.

Das Städtchen bot zur Zeit des Einzugs der fremden Herrscherfamilie den Anblick, den sie gewöhnlich bei ähnlichen Veranlassungen zeigen. Sogenannte Triumphbogen aus Tannen und bunten Fahnen, Inschriften, paradirende Gewerke und Soldaten. Die Bürger freuten sich die Fremden zu sehen und das Gold ihrer Gäste zu bekommen; nebenbei wurde das Glück besungen, das alte Herzogliche Haus mit dem benachbarten Königsthrone in so nahe Verwandtschaft treten zu sehen.

Der Großvater der Braut, Herzog Ludwig Rudolph, der ein sehr kunstliebender Fürst war, hatte italienische Sänger und fran=

zösische Schauspieler aufbieten lassen, um das Beilager zu verherrlichen. An den glänzendsten Anstalten aller Art fehlte es nicht. Nur zwei Dinge schienen dabei hinderlich zu wirken: die Krankheit des Königlichen Vaters und die Verstimmung des Bräutigams, die sich durch Einsylbigkeit und Theilnahmlosigkeit an allen Vorgängen kund gab.

Es war am Vorabende der Vermählung, als beide Höfe sich in vollster Galla in das kleine Schloßtheater begeben hatten, um das damals so berühmte Lustspiel „le Glorieux" von dem Herrn Néricault=Destouches, der eigends deshalb von Paris mit den darstellenden Künstlern herzugereist war, aufführen zu sehen.

Die über und über verschnörkelten Logen prangten in Weiß und Gold, während über der großen Mitteltribüne sich ein weit bauschiger Baldachin von rosenfarbenem Atlas wölbte, der durchweg mit weißem Hermelin gefüttert und mit goldenen Kronen gestickt war. Ueber dem Ganzen schwebte Preußens schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln, Schwert und Reichsapfel in den Klauen haltend, und das ungesattelte, ungestüm daher rennende Pferd, Braunschweigs Wappen. Silberne Kron= und Armleuchter erhellten den Raum und auf der Bühne waren zu beiden Seiten hohe gepolsterte Lehnsessel gestellt, auf denen, nach Pariser Sitte, die vornehmsten Kenner und Freunde der dramatischen Kunst, Platz genommen hatten, ohne Rücksicht darauf, ob sie die Illusion störten. Die Schauspieler und Zuschauer vermischten sich auf solche Weise um so mehr, da sie sich auch nicht durch das Costüm unterschieden, indem die französischen Künstler in der üblichen Hofkleidung waren, wie es die Etikette erheischte, vor solcher erhabenen Versammlung zu spielen.

Unter jenen auf der Bühne Sitzenden unterschied man auch den Kaiserlichen Gesandten Grafen von Seckendorf, den sanguinischen, allen hellen Freuden des Lebens sehr hingegebenen Herrn, der sich mit vieler Herablassung die Unterhaltung des Dichters Destouches gefallen ließ, und in den Zwischenacten, während bei offenem Vorhange die Bühne einige Zeit leer verblieb, mit den Pariser Comödiantinnen gar anmuthige Unterhaltung pflegte.

Die Scene hatte eben begonnen; die Darstellerin der herrlichen Rolle der Lisette, dieser Krone aller theatralischen Kammermädchen, entfaltete ihre ganze Kunst in dem Gespräche mit Lisimon — Alles war voll der gespanntesten Aufmerksamkeit — als ein Lakai hinter dem Sessel des Grafen von Seckendorf erschien und diesen vor Aller Augen von der Bühne abrief. Dies Intermezzo erregte eine

augenblickliche Störung, allein das Interesse des Spiels nahm bald wieder die Zuschauer so sehr in Anspruch, daß sie es nicht einmal bemerkten, als der vornehme und hochwichtige Mann nicht wieder erschien, um seinen früheren Platz einzunehmen und das Schauspiel ohne seine Anwesenheit zu Ende ging.

Nur Einer am Hofe war von dem Augenblicke, als Seckendorf verschwunden, in einige Unruhe gerathen; dies war Grumbkow, und er benutzte die erste Gelegenheit, die ihm schicklich schien, um sich aus seiner Loge zu entfernen und der Ursache jenes Verschwindens, die wichtig sein mußte, nachzuspüren.

Draußen im Corridor traf er des Gesandten Jäger, der bereits von diesem abgeschickt war, ihn zu sich zu entbieten, zugleich aber auch dem Hofmarschall zu melden, daß ein plötzliches Uebelbefinden ihn verhindere, der Beendigung des Schauspiels und der darauf folgenden Abendtafel beizuwohnen.

Grumbkow fand Seckendorf in bedeutender Aufregung.

„Denken Sie, theuerster Freund, welche saubere Bescheerung ich so eben erhalte,“ rief dieser ihm entgegen. „Rathen Sie! Helfen Sie! Weiß der Himmel, weshalb der Wind in Wien plötzlich so umgesprungen ist! Ich kann aus der neuen politischen Constellation nicht klug werden. Hier schreibt mir Prinz Eugen, den der schlaue Gesandte von England, Robinson, ich weiß nicht wie, gewonnen hat, ich solle die Geschichte um jeden Preis wieder rückgängig machen. Es läge dem Kaiserlichen Hause Alles daran, die Verbindung mit Braunschweig nicht vor sich gehen zu lassen, und dem Kronprinzen den Willen zu thun, nämlich der Gemahl der englischen Prinzessin Amalie zu werden. Jetzt sprechen Sie, was ist hier zu machen? Die Braten und Kuchen zur Hochzeit sind so zu sagen schon im Ofen! Sie sehen mich in der vollkommensten Verzweiflung!“

„Da die Sachen schon so weit gediehen,“ erwiederte Grumbkow schnell und ohne sich zu besinnen, „finde ich hier nichts mehr zu thun. Es wäre sehr gefährlich, diese unvermuthete Veränderung dem Könige vorzutragen.“

„Ich hätte Ihre Antwort, verehrtester Freund, nicht so schnell und nicht so bestimmt erwartet,“ entgegnete der Graf. „Meine Ordre lautet so positiv, daß es für mich gefährlich wäre, wenn ich deren Vollziehung in dieser drängenden Situation nur bis morgen aufzuschieben gedächte. Meine große Sorge ist nur die, auf was Art und Weise ich die Sache dem Könige vorbringen soll,

damit er sich nicht etwa, in erster, hitziger Entschließung, so bei ihm vorauszusehen, Unmanierlichkeiten gegen mich erlauben möchte."

„Ich hege die feste Ueberzeugung, daß hier von keiner Abänderung mehr die Rede sein kann!" sagte Grumbkow. „Nicht nur, daß die höchsten Herrschaften sich bereits hier befinden, nicht nur die auf morgen schon anberaumte Trauungsfeierlichkeit, sondern auch, daß allen Höfen die Vermählung bereits notificirt und von allen Kanzeln in sämmtlichen Preußischen Landen dieselbe kund gemacht worden, läßt auch nur dem simpeln Vorschlag schon wie eine Tollkühnheit erscheinen. Müßte nicht der König argwöhnen, die Kaiserliche Majestät wolle ihm anjetzt eine offenbare Prostitution bereiten? Würde es nicht wieder von Neuem die gute Harmonie zwischen Vater und Sohn stören, die uns nur mit so großer Mühe herzustellen gelungen ist?"

Seckendorf hatte, während Grumbkow sprach, in tiefem Nachdenken dagesessen; endlich stand er auf und überlas noch einmal die verhängnißvolle Depesche. Es schien als wolle er zwischen den Zeilen etwas herauslesen, so scharf blickte er in das Papier.

„Ich habe mir schon selbst Alles gesagt, was Sie mir nur sagen können," sprach er dann, „allein mir bleibt dennoch nichts übrig als dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Dabei muß ich aber Ihres thätigsten Beistandes gewärtig sein. England würde uns Beiden alle Schuld beimessen, wenn die Sache nunmehr nicht nach seinem Sinne ausfiele."

„Auch ich sage mir das Alles selbst, und ich sehe wohl ein, daß wir uns nichts Neues mitzutheilen wissen," versetzte Grumbkow. „Die Sache ist einmal fatal. Handeln Sie wie Sie handeln zu müssen glauben, allein ich, für meine Person, erlaube mir die feierliche Erklärung hiemit abzugeben, daß nichts in der Welt im Stande ist, mich dahin zu bringen, den König von der so plötzlich beliebten Variation zu unterhalten. Derlei ginge bei dem fremden Gesandten wohl mit einem Sturm und Donnerwetter vorüber, dem eigenen Unterthan und Diener aber könnte es den Hals kosten."

„So ist Diplomaten=Freundschaft!" rief Seckendorf verzweifelnd aus, indem er sich in einen Sessel warf und die Stirne rieb.

„Englands Absicht," fuhr Grumbkow gelassen fort, „zielt darauf hin, beim bevorstehenden Ableben des Königs, unsern Hof nach Gefallen zu regieren. Es hofft, daß es ihm bei dem jungen Monarchen, wenn dieser sein Schwiegersohn wird, leicht werden würde. Dies sieht aber unser Gnädigster längst ein und deshalb

war er immer gegen diese Vermählung, und folgte Ihren Eingebungen, um sich den Kaiser zu verbinden. Unter solchen Umständen sehe ich keinen günstigen Erfolg der neuen Vorschläge. Ich rathe daher davon ab; sollten Sie aber absolut darauf bestehen, so will ich, um auch meinerseits Kaiserlicher Majestät meine stets dargebrachte vollkommene Ergebenheit und Dankbarkeit auch jetzt noch zu beweisen, dem Könige, wenn er mir davon sprechen sollte, zur Annahme des Vorschlags nicht gerade abrathen. Mehr zu thun erlaubt mir mein ehrliches Gewissen nicht. War ich es ja doch, der seit Jahren, allen Uebrigen zum Trotze, behauptete, daß eine Verbindung dieser Art mit England dem Hause Brandenburg von großem Nachtheil sein müsse. Hätte ich dies nicht gethan, so würde ich schon längst die goldenen Früchte dafür geärntet haben, die mir, als einem armen Familienvater, wohl auch nicht unerwünscht gekommen wären."

Seckendorf betrachtete Grumbkow lange und lächelte dabei, während er eine Prise Spaniol schnupfte.

„Nun gut," sprach er sehr kalt und gemessen, was gegen den früheren vertraulichen Ton grell abstach, „Eure Excellenz sind nicht geneigt, mich zu unterstützen, so wollen wir darüber keine weiteren Worte verlieren. Ich allein werde handeln, wie ich muß, und wie das Unangenehme, so auch die Früchte dieser großen Negociation mir allein aufsparen."

Grumbkow zuckte die Achseln und gab noch viele leere Versicherungen unwandelbarer Ergebenheit, dann bat er um die Erlaubniß sich beurlauben zu dürfen und eilte, mit erleichtertem Herzen, diesen Antrag zurückgeschlagen zu haben, dem Feste zu.

11.

Des Königs Unwohlsein hatte überhand genommen und ihn genöthigt, sich früher als er gewollt, in seine Gemächer zurückzuziehen.

Dennoch war dieser Umstand nicht vermögend, die herzlose Diplomatie in ihrem vernichtenden Gange aufzuhalten. Nichts schien ihr von Werth: weder die Heiligkeit des gegebenen Wortes, noch die Ehre eines befreundeten Staates; es war ihr eben so leicht, ein Herz zu brechen, als einen schmählichen Tractat abzuschließen. Es lag eine Frechheit in diesem treulosen Spiel, die ihrer Kühnheit wegen fast Bewunderung abnöthigen konnte, und die kalte Besonnenheit und schlaue Berechnung des Gesandten mochte

wohl selbst in dem verbündeten Helfershelfer eine Art von Schauder erregt haben.

Seckendorf ließ sich alsbald mit dem Zusatze melden, daß er eine wichtige, durch eigenen Kurier erhaltene Meldung Seiner Majestät mitzutheilen habe, daß solche aber, trotz ihrer Wichtigkeit, dennoch nichts Unangenehmes enthalte. Dieses allein mache ihn so dreist, zu so später Stunde Seiner Majestät noch lästig zu fallen.

Während der Kammerhusar sich in das Schlafzimmer des Königs begab, konnte man den kältesten und entschlossensten Diplomaten seiner Zeit in der Antichambre in ziemlich starker Bewegung stehen sehen. Bald zupfte er an dem Spitzenjabot, bald warf er den Kopf in die Höhe und stierte an die Decke, dann trat er vor den Spiegel und studirte seine Miene. Der Kammerhusar blieb lange fort und die Stimme des Königs war nur undeutlich zu vernehmen. Im Tone schien etwas Ungehaltenes zu liegen und hie und da wurde ein Ausdruck gehört, der eben nicht artig klang. Endlich öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers; Seckendorf war zu gleicher Zeit mit seiner Anrede in Ordnung und trat, ein unwiderstehliches Lächeln um den Mund, zu dem kranken Monarchen ein.

Der König lag im Bette.

„Ein Kurier des Prinzen von Savoyen," begann Seckendorf seine Anrede, „hat mir eine importante Eröffnung für Eure Majestät gebracht. Ich erscheine daher noch zu dieser Stunde, weil das Geschäft keinen Aufschub leidet, muß aber vorher ganz unterthänigst bitten, daß Eure Majestät sich nicht im Geringsten ereifern wollen, vielmehr den der gemeinen Wohlfahrt heilsamen Vortrag ruhig anhören, um sofort Höchste Entschließung darüber nehmen zu können. Die Sache muß übrigens tiefes Geheimniß bleiben."

Der König erwiderte auf diese Anrede, wie er in der übelsten Laune von der Welt sei, da ihn seine Schmerzen verhinderten, an den Festlichkeiten seinen gehörigen Antheil zu nehmen. Dies war dem listigen Gesandten erwünscht, und ohne sich lange zu besinnen, sagte er:

„Wie nun? wenn man die Festlichkeiten aufschöbe?"

Der König antwortete nicht.

Seckendorf rückte nun behutsam weiter und endlich mit dem Vorschlage heraus, des Kronprinzen Hochzeit rückgängig zu machen. Vorerst meinte er, könne man in der Unpäßlichkeit Seiner Majestät einen Grund hiezu finden, die Vermählung vorläufig bis auf

Weiteres hinaus zu schieben, mittlerweile aber den Anträgen Englands volles Gehör schenken und die Unterhandlungen deshalb einleiten. Aber der kranke König erhob sich in seinem Bette, und rief mit zornglühendem Antlitze:

„Bei meiner Treu! wenn ich Ihn nicht so wohl kennte, Seckendorf, und wüßte, daß er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich — Er träumte. Hätte Er mir das vor drei Monaten gesagt, so wüßte ich nicht, was ich aus Liebe für Ihro Kaiserliche Majestät gethan, wenn ich gleich die Verbindung mit England stets wider Dero, auch wider mein Interesse betrachtet. Aber nun, da ich mit der Königin schon hier und die ganze Welt weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, da sollte ich mich der englischen Finesse gefangen geben, und mich vor der ganzen Welt als einen wankelmüthigen Menschen prostituiren, der weder Ehre noch Parole halten kann? Und das verlangt Er?"

„Wollten Eure Königliche Majestät mich nur gnädigst auszuhören geruhen," fiel der Graf mit der unerschütterlichsten Kälte dem aufgebrachten Monarchen in's Wort. „Ihre Kaiserliche Majestät würde mit der größten Vorsichtigkeit in Allem zu Werke gehen, so daß Eurer Majestät nichts zugemuthet werden würde, was nicht mit einer wahren und aufrichtigen Freundschaft übereinkäme. Nichts sollte unternommen werden, so gegen Dero Ehre, Reputation oder Willen wäre —"

„Schön gesprochen! wohl gesprochen! Nichts gegen meine Ehre und Reputation! Es stößt mir das Herz ab!" schrie der König, „mich wollen zu einer Lacheté treiben! mich! mich! Nimmermehr! Die verfluchten Intriken — der Teufel soll sie holen!"

Seckendorf zog sich nach diesen kräftigen Ausbrüchen noch nicht zurück.

„Es ist in der That nichts Ungewöhnliches," sprach er sehr gelassen, „daß solche große Mariagen, wenn sie auch auf dem Schluß gestanden, annoch aufgeschoben oder wohl gar verändert wurden. Ich finde nicht, daß Ihro Königlichen Majestät Ehre der geringste Nachtheil erwachsen könnte, wenn dergleichen mit allseitiger Zustimmung der Interessenten, wie solches billig, geschähe."

„Nichts da!" schrie der König wieder. „Ihr wollt mich Alle zum Schelm machen, ich will's nur gerade heraus sagen. Aber Ihr Leute solltet mich doch besser kennen!"

„Eure Majestät sind und bleiben Herr zu thun und zu lassen," nahm Seckendorf wieder ruhig das Wort, „und Sie haben ehrliche Leute um sich und keine Verräther, die sich etwa zu Dingen

employiren ließen, so wider Dero Ehre seien. Ihro Kaiserliche Majestät haben, als ein gemeinschaftlicher Freund, nichts Anderes thun können, als dasjenige Eurer Majestät im höchsten Vertrauen mitzutheilen, was im Namen des Königs von England durch dessen Gesandten in Wien schriftlich angebracht worden. Obwohl es nun scheint, daß es Ihro Kaiserlichen Majestät Interesse nicht wäre, die beiden Könige von Preußen und England so eng mit einander vereinigt zu sehen, so muß aber durch dieses Benehmen die ganze unparteiische Welt erkennen, wie die Wohlfahrt von Europa und sonderlich des deutschen Vaterlandes, welche von dem guten Einverständnisse zwischen Preußen und England mit abhängt, Ihro Kaiserlichen Majestät mehr, als Dero eigenen Hauses Vortheil am Herzen liegt. Zumal da durch den von England gethanen Vorschlag das Preußische Haus ansehnlichen Nutzen zu erwarten —"

Hier hielt der Diplomat lauernd inne, um zu hören, welchen Eindruck diese Stelle seiner wohlausstudirten Rede, auf den guten König machen würde, dem der Flor seines Hauses über Alles ging.

Friedrich Wilhelm schien auch wirklich nachzudenken und wandte den Kopf von dem Sprecher weg; allein keine Antwort erfolgte und so fuhr denn Seckendorf fort, den Monarchen zu bestürmen. Er schilderte die ungemein schädlichen Folgen einer fortwährenden Animosität zwischen Preußen und England mit den grellsten Farben, und fügte hinzu, daß diese Zustände sich noch heftiger gestalten müßten, wenn der König darauf beharrte, das höfliche Anerbieten Englands und des Kaisers Vermittlung auszuschlagen. Wenn nun gleich alle Präparatorien zu Vollziehung der Heirath des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern schon auf Morgen vorgekehrt, so dürfte seines Bedünkens eine Abänderung inzwischen so weit gemacht werden, daß, statt des Kronprinzen Vermählung, die des Prinzen Carl mit der Prinzessin Charlotte vor sich ginge —

Weiter ließ ihn der König nicht sprechen.

„Nie werde ich meiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck aufhängen!" schrie er. „Alles das, was man mir vorschlägt, läuft wider mein Gewissen! Ich muß glauben, daß durch solche höchst verwunderliche Propositionen Seine Kaiserliche Majestät sich durch England verleiten läßt, um unter allerlei Vorwand sich von mir zu entfernen. England kann nichts Anderes als eine mysteriöse Absicht dabei haben, die auf meine Prostitution abzielt."

Seckendorf suchte noch immer mit glatten Worten den aufgebrachten König zu beschwichtigen, allein es wollte nichts fruchten.

„Hab' ich's doch gleich gedacht," rief dieser in stets steigendem

Ingrimm, „daß Alles wieder eine Intrike von der Königin ist! Das hilft man aber nichts! Morgen ist die Hochzeit und gebt Euch deshalb weiter keine Mühe. Seiner Kaiserlichen Majestät werde ich die kräftigste Versicherung meiner Ergebenheit zu ertheilen wissen, allein mit dem unvermutheten englischen Antrag kann es nun einmal nicht gehen. Jetzt verlaßt mich — da habt Ihr Euren Bescheid!" —

Seckendorf sah zu wohl ein, daß für den Augenblick hier nichts mehr zu unternehmen sei, und indem er sich daher mit einer tiefen und stummen Verbeugung beurlaubte, hörte er noch, wie der König, sich nach der Wand drehend, ausrief:

„Denkt doch! Wer hätte das sollen glauben von Leuten, die mich kennen sollten und die ich gewiß besser kenne, als sie glauben. So nagen sie aber an meinem Herzen, bis ich todt sein werde! Doch ich will Dinge thun, daß sie sich verwundern sollen....."

Seckendorf hatte sich nun entfernt.

Als er zu Hause ankam, fand er Grumbkow in höchster Unruhe ihn erwartend. Den schlimmen Erfolg der Sendung hatte dieser vorausgesehen.

„Es ist mir während Ihrer Abwesenheit klar geworden," sagte der Preußische Minister, „daß das Ganze von Seiten Englands darauf abgesehen ist, Eure Excellenz um das Vertrauen meines Königs und Herrn zu bringen. Gottlob, daß ich mich zu der Commission nicht gebrauchen ließ, sonst wäre der Verdacht auch auf mich geworfen, und Alles wäre irréparablement verloren. Nun ist nichts übrig, als mich Morgen mit dem Frühesten zu Seiner Majestät zu begeben und ihr wieder den Argwohn, so gut es gehen will, zu benehmen."

Beide Freunde trennten sich für wenige Stunden; denn die Audienz bei dem Könige und ihre darauf folgende Unterhaltung hatte den größten Theil der Nacht gewährt und am andern Morgen bei so früher Zeit, als es angehen konnte, suchte Grumbkow schon den König zu sprechen.

„Alles geht gut!" rief er, indem er kurz vor dem Beginn der Trauungsceremonie, zu Seckendorf in das Zimmer trat. „Die Mine hat fehlgeschlagen und wir Beide haben miraculeusement mehr an Credit gewonnen, als verloren. Eure Excellenz können aber überzeugt sein, daß man so Etwas zum zweiten Male nicht wieder wagen darf. Der König sah blaß und niedergeschlagen aus, als ich zu ihm eintrat. Er dauerte mich und da er die Theilnahme aus meinem Gesichte lesen mochte, erzählte er mir Alles

umständlich und tractirte mich dabei als seinen getreuesten Diener. Ich habe es hierauf für meine Pflicht gehalten, ihm begreiflich zu machen, daß Eure Excellenz vollkommen unschuldig und seine Ungnade keineswegs verdienten. Was Sie gethan, sei aus Kaiserlicher Majestät Auftrag geschehen, aus dem keine andere Absicht hervorgehe, als in Allem zu seiner, des Königs, Vergrößerung und Vergnügen beizutragen, indem des Gesandten in Wien Anbringen geschienen, als gereichte es zu beider Königlichen Häuser bessern Aufnahme. Kaiserliche Majestät, als wahrer Freund, habe sich natürlich nicht entbrechen können, jenes Anbringen durch dero Gesandten, anher gelangen zu lassen, bei uns stünde es nun, zu thun was uns gefällig. Die Königin und der Kronprinz wüßten gewiß von der ganzen Sache keine Sylbe und wäre es Unrecht, hier an Intriken von ihrer Seite zu denken. Diese Darstellung nahm der König gnädig auf und beruhigte sich dabei. Ich habe nunmehr die beste Hoffnung, daß Eure Excellenz bald wieder mit dem Gnädigsten auf dem alten vertraulichen Fuß stehen werden, aber mit einer Abänderung der Heirath dürfen Sie wie natürlich für nun und nimmermehr dem Könige kommen."

Seckendorf beendigte ernst und kalt seine Toilette. Der letzte Orden wurde angesteckt und das große Band umgelegt, dann stieg er in seinen Wagen, um sich in das Schloß zu den Herrschaften zu begeben. Grumbkow folgte ihm in dem seinigen.

Als der östreichische Gesandte des Königs von Preußen ansichtig wurde, wollte er sich, mit betrübter Miene auf ein Knie vor ihm niederlassen; Friedrich Wilhelm reichte ihm aber die Hand. Seckendorf erkundigte sich nun mit großer Theilnahme nach des Monarchen Befinden.

„Da das Gemüth nunmehr beruhigt," erwiderte der gerade deutsche Fürst, „so ist der Leib auch wieder gesund."

Diese Aeußerung würde auf jeden Andern, als auf unsern verstockten Diplomaten, der allein die Deutung dieser Worte verstand, gewiß einen rührenden Eindruck gemacht haben, eben so rührend war es aber auch zu sehen, wie der Königliche Vater das Ceremoniell der Trauung beschleunigte, aus Besorgniß es könne noch irgend eine Gefahr oder Unruhe bringende Störung unversehens hereinbrechen.

12.

Kanonendonner verkündigte der Stadt und der ganzen Umgegend den feierlichen Akt; der gelehrte Abt Mosheim hatte die

Rede der Weihe geendet und man drängte sich mit Glückwünschen um die hohen Neuvermählten.

Friedrich hatte sich geduldig in Alles gefügt. Er sah durch den trüben Spiegel der Gegenwart in die lachendere Zukunft und war leichtsinnig genug, nicht daran zu denken, daß er dadurch vielleicht ein Herz brechen würde, das sich in unerwiederter Liebe zu ihm verzehrte. In den kurzen Zusammenkünften, die er mit seiner Braut gehabt hatte, glaubte er die vorgefaßte Meinung von ihr vollkommen bestätigt gefunden zu haben. Sie schien ihm eines jener guten Geschöpfe, die das Schicksal gleichsam aus Ironie auf einen Standpunkt hingetragen, für den sie nicht passen. Es war fest bei ihm beschlossen, dieses Band, das die Politik geschlungen, nicht zu achten und das Opfer, welches er der Convenienz gebracht, nicht weiter zu treiben.

Die junge Kronprinzessin hatte wohl Geist genug, den Eindruck, den sie auf ihren Gemahl machte, richtig zu beurtheilen, allein eine ihr angeborene Herzensgüte und die Gewohnheit, dem Willen ihrer Eltern zu folgen, verhinderte sie, einen offenen Widerstand zu wagen. Sie war dabei so jung, daß sie von dem ihr bevorstehenden Loose sich keinen deutlichen Begriff zu entwerfen im Stande war. Es fehlte ihr nicht an körperlichem Reiz und einer Sanftheit, die sie im vertrauten Umgange liebenswürdig erscheinen ließ; hierauf bauten nun diejenigen, die es gut mit ihr meinten, die Hoffnung, daß es ihr endlich wohl gelingen würde, das Herz ihres Gatten sich zu gewinnen. Diese Ueberzeugung theilte auch die edle Frau von Wreech, die in dieser Verbindung, welche Friedrich mit dem Vater vollkommen versöhnte und den Frieden in der Familie befestigte, nur Heil und Segen für das große Ganze entkeimen sah.

Allein die Erziehung, welche die Kronprinzessin genossen und die Anschauungen, die sie am Hofe von Braunschweig unter den Augen der bis zur Lächerlichkeit stolzen Tante, der regierenden Herzogin, erhalten, waren größtentheils die Ursache, daß dieses von den Diplomaten geknüpfte, und von den besten Wünschen gesegnete Band, die Erwartungen, die man davon hegte, nicht erfüllte.

Nachdem das feierliche Bankett, welches auf die Trauung unmittelbar folgte, beendigt war, entfernte sich Friedrich aus der Versammlung und eilte in sein Kabinet. Hier war er mit sich allein, und konnte seinen Empfindungen Worte geben. Das längere Schweigen drohete ihn zu ersticken. Er riß die Uniform auf,

die steife Halsbinde herunter und warf sich mit thränenden Augen in die Polster einer Ottomane.

„Allein — allein!“ seufzte er schmerzlich auf — „kein Freund, der meine Klagen hört — der mich versteht. — So bin ich denn für ewig gekettet an den ungeliebtesten Gegenstand — o mein Vater! ich fürchte du hast zwei Unglückliche gemacht! Aber Unglück für Unglück! Er soll sie hören die Klagen, die wir Beide unaufhörlich ausstoßen werden; er soll die Vorwürfe hören, die ihn, den Vollstrecker unsres traurigen Schicksals allein treffen müssen. Ist es denn als Christ gehandelt, zwei Wesen, die sich gleichgiltig geblieben wären, in die Nothwendigkeit zu versetzen, sich hassen zu müssen? sie aneinander zu fesseln durch geheiligte Bande, damit sie sie zerreißen und aller Sünden theilhaftig werden, die aus einer schlechten Ehe entspringen können? Ich bin zu Allem entschlossen! Was auch daraus erwachsen möge, jeder Fluch trifft nur sie, die mich zwangen und die diesen Schritt zur Bedingung meiner Freiheit, meines Lebens machten.“

Er schauderte in sich zusammen und blickte dann mit trockenen Augen starr vor sich hin.

„Ich bin stets unglücklich gewesen,“ sagte er nach einer Pause, „und ich glaube, daß es mit mir auch so bleiben wird.“

Er gelangte nach und nach zu einer ruhigeren Fassung; der erste Ausbruch des lange unterdrückten Gefühls war vorüber.

„Geduld wird mich trösten,“ sprach er dann; „ich war entschlossen und ich bin's noch! Ich trotze meinem Verhängnisse nicht. Vielleicht würde ein Glück, das den Unglücksfällen, die seit der Geburt auf mir lasten, plötzlich gefolgt wäre, mich um das Gefühl gebracht haben, das mich nun erhebt. Ich darf mir sagen: ich bin nicht wie die Andern! Möge nun das Unvermeidliche sich erfüllen! Ich habe den einzigen Fehltritt meiner Jugend, der dem treuen Freunde das Leben raubte, genug gebüßt. Und am Ende besitze ich auch noch Mittel, allem Elende, wenn es mich überwältigen sollte, die Spitze zu bieten! Eine kleine Pistole kann mich befreien. Gott wird mir verzeihen! Für dieses gräßliche Dasein muß mir jenseits der Lohn werden. Wer wie ich es so sehr haßt, offener Gewalt sich mit Gewalt zu widersetzen, wird am Ende wohl zu solchem Aeußersten, an sich selbst verübt, getrieben.“

Dies waren die Gedanken und Empfindungen, welche den unglücklichen Prinzen an seinem Hochzeitstage beschäftigten. Es war ihm nicht möglich, sich in eine andere Stimmung zu versetzen, und alle Aussichten, die er sich früher so schön ausgemalt, waren plötz-

lich getrübt und vernichtet. Er konnte das was in ihm vorging, auch in seinem Aeußern nicht verbergen und Jedermann bemerkte es, als er nach einigen Stunden wieder in den Versammlungssälen erschien, um sich dem letzten, dem empfindlichsten Theile der Ceremonie, zu unterwerfen.

Was den ärmsten Gatten beglückt, was ihn über die Sorge der Zukunft erhebt, der sehnlich von allen Liebenden herbeigewünschte Augenblick erschien für Friedrich wie der Moment des Fluches. In der übelsten Laune schalt er seine ganze Umgebung, tobte mit den Bedienten um Kleinigkeiten und ohne seiner jungen Gattin die leiseste Aufmerksamkeit zu bezeigen, ließ er sich gleichgiltig von dem großen Cortège bis zu den Schlafgemächern geleiten.

Hier nahm ihn der Vater herzlich bei der Hand und sagte mit dem Tone der zärtlichsten Rührung:

„Fritze, dies ist der glücklichste Tag, den ich bis jetzt erlebt habe.“

Dann drückte er den Sohn an die Brust, küßte die junge Frau auf die Stirne und entfernte sich am Arme des Herzogs von Bevern schnell aus dem Kreise der Uebrigen, um dem Hofstaate nicht das Schauspiel eines weinenden Königs zu zeigen. —

Auf einem prächtigen Bette, das mit Stickereien in Gold und Perlen übersäet war, lag die neuvermählte Kronprinzessin von Preußen. Ihre Damen hatten sie entkleidet und die stolze Herzogin von Braunschweig, als ihre nächste Verwandte, überreichte ihr das Brauthemde aus dem feinsten Battist mit Brüsseler Kanten verbrämt. Dann, den großen Staat des Festes, Schlepp, Mantel und Krone mit sich nehmend, entfernten sie sich Alle, und Stille und der Schein einiger Wachskerzen, die hinter einem halbdurchsichtigen Schirme hervorleuchteten, blieben nun allein in dem Schlafzimmer mit der jungen Frau, deren Brust sich in seltsamer Beklemmung dem nächsten Augenblicke entgegenhob. Sie hatte die Augen geschloßen, um nicht zu sehen, was mit ihr vorging. Das Wesen ihres Gatten hatte sie eingeschüchtert und sie fürchtete sich vor seiner ersten Umarmung. Nicht lange aber befand sie sich in diesem Zustande. Die Ermüdung des Tages, das üppige Lager, der Duft im Gemache, Alles dies übte eine einschläfernde Gewalt; die schon halbgeschlossenen Augen schlossen sich fester und der traumähnliche Zustand ging in völligen Traum über.

Eine Stunde war bereits vergangen. Starke Athemzüge, die sich aus der Brust der Schlafenden stahlen, verriethen ihren Zustand — ringsum herrschte tiefe Stille — da schwebte über den

Teppich leise und unhörbar eine weiße Gestalt herbei und blieb vor dem jungen Weibe stehen, das so ruhig über sein Schicksal hier eines beglückenden Schlafes genießen konnte. Die Gestalt betrachtete die Schläferin lange, dann berührte sie unmerklich eine ihrer herabhängenden Hände. Sie war schön, weiß und weich, diese Hand. Eine sichtbare Rührung überzog das Antlitz des Betrachtenden; es war das siegreiche Ende eines Kampfes.

„Ich wollte Dich glücklich machen, wenn ich es könnte,“ waren die Worte, die sich wie ein Hauch im hohen Raume verloren, „aber ich will Dich achten und ehren, du armes Weib, wie es das Unglück verdient, auch wenn es nicht auf dem Throne seine Tage verseufzt.“

Dann entschwebte die Gestalt wieder dem Gemache, so leise wie sie gekommen war, und der Rest der Nacht entschwand ruhig und ungestört.

Als am andern Morgen die junge Frau erwachte, blickte sie heiterer als je zuvor in's Leben. Ein Traum hatte ihr die Zukunft gezeigt. Sie erblickte sich darin als die Gefährtin eines glänzenden Schicksals; ihr waren lange Jahre vorbehalten, um sich der herrlichsten Ereignisse erfreuen zu können. Der reiche, bunte Traum hatte sie während des Schlafs nicht beunruhigt; ihre Brautnacht, die erste Nacht ihres neuen Lebens, war vorübergegangen, ohne daß irgend eine ihrer unbestimmten Befürchtungen eingetroffen wäre.

Da kam ihr Gemahl mit vom Nachtthau durchnäßten Haaren aus dem Park und sie glaubte die erste Freude der jungen Gattin zu kosten, als sie sich ihm mit theilnehmender Besorgniß nähern durfte, um ihm die heiße Stirne zu trocknen. Eine Vorstellung darüber, daß er seine Gesundheit nicht preisgeben möchte, wagte sie nicht, obgleich ihr die Lust dazu fast das Herz abdrückte.

13.

Der Kronprinz war mit seinen Eltern voraus wieder nach Berlin geeilt, wo man Alles zum Empfange der Kronprinzessin auf's Festlichste vorbereitet hatte. Endlich kam dieser Freudentag für die Einwohner heran. Friedrich Wilhelm, der mit seinem schönen Militär bei solchen Gelegenheiten gern prunkte, hatte eine große Anzahl desselben vor dem Cöpeniker Thore versammelt, um in Gegenwart seiner erlauchten Gäste, denen der ganze Hof entgegen gezogen war, eine glänzende Revue zu halten.

Die Reisewagen hielten und die Truppen marschirten in Pa-

rade vorbei, dann setzte sich ein Zug von mehr als sechszig sechsspännigen Staatskutschen unter fortwährendem Kanonendonner nach dem Leipziger Thore Berlins in Bewegung. Es war ein prächtiger Anblick und das zu beiden Seiten in den Fenstern und auf den Dächern, wie auf dem sogenannten Bürgersteige versammelte Volk schonte seine Lungen nicht und rief seine Vivats ununterbrochen mit dem Kanonenschalle um die Wette.

Die Kronprinzessin saß neben der Königin und ihr zur Seite ritt der König im angelegentlichen Gespräche mit ihr. Den Kronprinzen sah man allein zur Linken seines Vaters reiten, wie es schien mehr auf die freudigen Aeußerungen des Volks als auf sonst etwas seine Aufmerksamkeit richtend.

An dem prachtvollen Schlütter'schen Portale des alten Schlosses, dessen architektonischer Ernst an diesem Tage durch festliches Beiwerk von Blumenkränzen und Fahnen freundlich gemildert war, stiegen die Königlichen Herrschaften aus und Alles begab sich in die dazu bestimmten und gehörig bereiteten Gemächer.

In dem Boudoir der Kronprinzessin harrte Friedrich's geliebte Schwester, die seinem Schicksale stets so liebevolle Aufmerksamkeit schenkte, ihrer Schwägerin. Es war ein herzlicher, natürlicher Empfang; alle Etikette sollte absichtlich entfernt bleiben. Friderike Wilhelmine wollte der Gattin ihres Bruders Freundin, Schwester und nichts Anderes sein. Sie wollte ihr dies sagen und sich dadurch das Recht erwerben, alle ihre kleinen Sorgen theilnehmend zu empfangen und ihr den Weg zu zeigen, denselben abzuhelfen. Eben so wollte sie aber auch an ihren Freuden Theil nehmen, und sie zum allgemeinen Eigenthum der Familie machen. Sie hoffte nunmehr bessere Tage im Hause zu sehen und lächelte freudig der Zukunft entgegen, die ihr in der jungen, blonden und anziehenden Erscheinung der Kronprinzessin entgegentrat.

Friedrich ergriff seine Schwester bei der Hand und sagte zu seiner Gattin:

„Hier sehen Sie das Wesen, das ich auf Erden am liebsten habe; ich bete meine Schwester an. Sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, daß sie Sorge für Sie tragen und Ihnen mit gutem Rathe beistehen will. Ich wünsche, daß Sie sich ihr ganz anvertrauen und nichts unternehmen möchten, ohne sie vorerst darum zu befragen.“

Die Kronprinzessin stand ängstlich und schüchtern da und verneigte sich.

Ihr Gatte schien mit dieser Aeußerung der Zustimmung nicht

zufrieden, und nachdem er eine kleine Weile auf eine beredtere gewartet hatte, fragte er etwas unwillig:

„Haben Sie mich verstanden?"

Da tönte ein leises Ja aus dem kleinen Munde der jungen Frau.

Die Prinzessin von Preußen umarmte sie herzlich und küßte sie.

„Sie sind ermüdet und erhitzt," sprach sie, „erlauben Sie mir, daß ich dieses Band löse und die Haare ein wenig in Ordnung bringe, die allen Puder verloren haben. Setzen Sie sich, liebe Schwester!"

Die Kronprinzessin that es stumm und gehorsam.

„Ihre Leute sind noch nicht hier," rief lächelnd zu ihrem Bruder gewandt die Prinzessin von Preußen, „und die Haare sind ja ganz zerzaust —"

Während die lebhafte Schwägerin sie nun mit wahrhafter Kunstfertigkeit arrangirte, verzog der schöne weiße Kopf der Kronprinzessin keine Miene und ließ Alles mit sich vornehmen.

Friedrich ging, sich die Lippen beißend, mit heftigen Schritten auf und ab; dann nahm er seine Gattin bei der Hand.

„Es ist gut so," sagte er, „kommen Sie!" und als sie aufstand, fügte er unwillig lächelnd hinzu: „Aber so danken Sie doch meiner Schwester!"

Sie that es in zwei Silben und verbeugte sich steif.

Obgleich sich Alles bemühte, der Kronprinzessin die fremde Umgebung vertrauter zu machen, so schien doch der Eindruck, den sie auf sie hervorbrachte, so unheimlicher und einschüchternder Art zu sein, daß sie sich mit keiner Aeußerung, ja fast mit keiner entschiedenen Bewegung hervorwagte. Jetzt wußte sie noch ihren Vater, den Herzog von Bevern, so wie den Herzog und die Herzogin von Braunschweig in der Nähe, sie sah sich von einer sie liebenden Familie umgeben — denn die Abneigung ihres Gemahls ahnete sie nicht — und doch vermochte sie nicht, sich eines drückenden Zwanges zu entledigen.

Man brachte ein paar Stunden im engern Kreise der nächsten Verwandten zu, dann erhob sich der König selbst, um seine geliebten Kinder in ihre neue Wohnung, das unweit vom Schlosse, dem Zeughause gegenüberliegende, neu eingerichtete Palais, zu führen. Die Königin mußte auf seinen Befehl ihn begleiten.

Noch an demselben Abende hatte der König bei seinen deutschen Hofcomödianten ein Schauspiel bestellt. Der nachmals so berühmte Schuch befand sich damals als junger Mensch in Berlin,

und gefiel in den Rollen des Hanswurst allgemein. Der König liebte diese Vergnügung sehr, obgleich der feinere Sinn der Damen sich nur mit einigem Widerwillen dazu bequemte, den Vorstellungen beizuwohnen.

Das Theater war in der ehemaligen Reitschule aufgebaut, und um dahin zu gelangen, mußte man durch den Marstall gehen, aus dem sich ein langer, schmaler Gang nach den Logen zog, denen es nach dem Geschmacke der damaligen Zeit an baroken Zierrathen eben nicht gebrach.

Am Ende des langen Ganges stand der König selbst, der sich immer früher in das Theater zu begeben pflegte, um die von ihm geladenen Gäste persönlich zu begrüßen und den Vornehmsten die anständigsten und besten Plätze anzuweisen.

Auch an diesem Abende war dies der Fall.

Die Versammlung war fast vollzählig und bereits sah man Glanz und Reichthum, Macht und Schönheit die Gallerien füllen; jetzt erschallten Trompeten und Pauken aus den sogenannten Trompeterlogen, von dem lärmenden Vivatrufe Aller begleitet, und die Königin trat im vollsten Staate, von ihrer Schwiegertochter und ihren sämmtlichen Verwandten begleitet, in den Saal.

Es machte einen angenehmen Eindruck, neben der stolzen, reifen Frau, die im Glanze der Diamanten strahlte, die einfachgekleidete, junge Kronprinzessin zu bemerken, die, ob absichtlich oder nicht, das zierliche Reisecostüm, das von jener Pracht so sehr abstach, noch beibehalten hatte. Es bestand in einem Unterkleide von rosafarbenem Atlas und einem enganschließenden Ueberrocke von apfelgrünem Seidenpiqué, mit schwarzem Sammtbesatze, den Perlenschnüre auf der Brust zusammenhielten. Auf die weißgepuderten Locken war ein schwarzer Sammthut gedrückt, der ungefähr die Form unserer jetzigen Männerhüte hatte und den gleichfalls eine dicke Perlenschnur umgab. Die Reise, die Erhitzung und die innere Bewegung, ließen die weiße Gesichtsfarbe der jungen Frau noch bleicher erscheinen, und die blauen großen Augen, die beim Scheine der Lichter an Feuer gewannen, verliehen ihr einen noch erhöheten Reiz. Den Anwesenden gefiel dieses Alles und man ging so weit, der Blässe des Gesichts eine Deutung geben zu wollen, die in diesem Falle gewiß zu kühn war. —

Man hatte bereits Platz genommen, und der König, der noch einige Befehle zu geben geschienen, wollte so eben seinen inne gehabten Posten an der Thüre verlassen, um sich in seine Loge zu verfügen, als ein fürchterliches Geprassel sich vernehmen ließ, welches auf das Dach des Theaters fiel.

„Das ist Hagel! ein Ungewitter!“ rief Alles durch einander.

Plötzlich entlud sich ein gräßlicher Wetterschlag; man sprang entsetzt in die Höhe und in demselben Augenblicke erscholl ein durchdringendes Geschrei aus dem an das Theater gränzenden Pferdestall. Der Blitz hatte eingeschlagen, jedoch zum Glücke nicht gezündet. Die Verwirrung wurde nun allgemein, und gekrönte Häupter und fürstliche Personen, Minister und Hofbediente, Stutzer und zarte Damengestalten drängten sich in ängstlicher Hast durch die stampfenden und schlagenden Rosse, die trotz aller Mühe nicht beruhigt werden konnten. Da gab es trotz der unbeschreiblichsten Bangniß und Sorge manche lachenerregende Scene; der Putz wurde von dem unbarmherzigen Regen durchweicht und umhing schlaff die Jammergestalten der armen Zuschauer; eine stolze Herzogin hing sich an den Arm des geschminkten Hanswursten; ein Prinz brach sich mit Faustschlägen Bahn durch das Gedränge; das vom Himmel herabströmende Wasser hatte eine förmliche Sündfluth erzeugt, durch die man zu waten sich entschließen mußte; bei den Wagen entstand ein förmlicher Kampf; Niemand sah nach Wappen und Livree, sondern Jeder warf sich über Hals und Kopf in das Fuhrwerk, das er eben erreichen konnte, und so fanden die seltsamsten Verwechslungen statt; die komischsten Combinationen entstanden; Personen, die sich nicht leiden konnten und sich aus dem Wege gingen, wo sie sich trafen, sahen sich bei dem Leuchten eines Blitzes in dem engen Raume einer Carrosse einander gegenüber; Andere, die einen falschen Kutscher hatten, wurden in eine fremde Wohnung gebracht und brauchten eine Stunde, um dann wieder die ihrige zu erreichen.

Ueberall verkündete sich jedoch eine trübe, ja ängstliche Stimmung durch diesen Vorfall. Man murmelte viel von einem bösen Omen. Die ganze Nacht hörte das Unwetter nicht auf und zerstörte alle festlichen Anstalten zur Beleuchtung der Stadt. In den Straßen Berlins hörte das Rollen der verspäteten und falsch benützten Equipagen nicht auf und die Einwohner waren auf allen Punkten besorgt auf den Beinen. Von den Höhen der Thürme lugten die Feuerwächter weit hinaus in die Nacht. Dazwischen tönte schaurig ihr Kuhhorn als Zeichen der Wachsamkeit.

Dies aber war die erste Nacht, die Friedrich, der Kronprinz von Preußen, mit seiner jungen Gemahlin in Berlins Mauern durchwachte.

II.

14.

Es war ein reizender Herbstabend.

Das Wasser des See's ruhte als klarer Spiegel, der die ihn umgebenden Gegenstände wiederstrahlte; der Wald lag schweigend; kein Wipfel rührte sich. Im Durchblick nach dem freien Felde, an dessen äußerstem Ende, wie eingerahmt von dem goldumsäumten Gewölk, der spitze Kirchthurm des Städtchens sichtbar wurde, spielte ein letzter Sonnenstrahl in grellen Tinten. Die Luft war noch mild und eine trauliche Schwermuth lag nicht lastend, sondern erhebend auf dem Bilde. Nichts versetzte hier den Athem; es ließ sich frei Luft schöpfen bei diesem Abschiede, den die Natur nach gewohnter Weise so schonend von der schönen Jahreszeit nahm.

Oben auf der Plattform des Schlosses, die, von hohen Orangen und Agaven umgeben, sich durch eine mächtige Glaspforte den Damengemächern anschließt, sitzt ein schöner Kreis mit allerlei Arbeiten beschäftigt, wie sie Laune und Geschick an die Hand geben.

In der Mitte des Ganzen zieht eine stattliche Frau, die an einer Tapisserie wirkt, zuerst unsere Blicke auf sich. Ihre feinen Züge scheinen von einem angenehmen Gedanken beseelt, der ihr durch die Erinnerung fliegt; sie ist nicht bei der Arbeit und sticht mechanisch in den Stramin, die Lücken zwischen der Zeichnung mit einfarbiger Seide ausfüllend.

Neben ihr sitzen, mit Büchern in der Hand, zwei jüngere Damen, die, obgleich von ziemlich vertieftem Aussehen, dennoch dem, was sie eben lesen, nicht hingegeben zu sein scheinen.

Am äußersten Ende der Plattform, dort, wo die Ecken des

Steingeländers den Winkel bilden, erblicken wir noch vier oder fünf Andere, die zierliche Stockbänder nesteln, oder klöppeln, zeichnen und sogar spinnen. Eine jetzt unter den Damen ganz aus der Mode gekommene Beschäftigung. Es ist zu beklagen. Das zierliche Instrument, der Rocken aus Elfenbein und Ebenholz, das im Tacte auf und nieder schwebende Füßchen, das spinnende Händchen, gaben wohl sonst zusammen ein Bild, gar anmuthig und des Wohlgefallens werth. Und wie hatte die Spinnerin Alles in ihrer Macht, um die Conversation, die sie umgab, zu beherrschen, und ohne ein Wort zu sagen, Wohlgefallen oder Widerwillen daran auszudrücken. War sie ungehalten, überdrüssig, so drehte sich das Rädchen schneller, so schnurrte es stärker und übertönte das Gespräch; war das Thema interessant, das verhandelt wurde, so war die Schwingung leiser, langsamer, oder stand am Ende wohl ganz still. Zorn oder Ungeduld sprach sich durch das heftigere Auftreten aus, und was heutzutage die Sitte als durchaus unzuläßlich verbannt hat, war damals möglich: die Spinnerin durfte sogar mit dem Füßchen stampfen, denn sie konnte diese offene Aufwallung des Zorns dem spröden Flachse zuschieben, der den Faden so oft reißen ließ.

Unsere Spinnerin auf der Plattform des Schlosses schien jedoch an jenem milden Herbstabende mit diesem selbst im Innersten vollkommen übereinzustimmen und von jeder heftigen Gemüthsbewegung sehr weit entfernt zu sein.

Es war eine große, schlanke Gestalt von noch überaus jugendlichem Ansehen; die Reize des reifern Weibes erscheinen hier nur erst angedeutet; die Fülle des Busens fehlt, und der lange Hals senkt sich daher lässig zur Brust, nicht gehemmt von den herrlichsten Trägern einer schönen Haltung. Die Haut war weiß und zart und die in flüchtigen Locken herabwallenden, ungepuderten Haare, zeigten jene feine, seltene Mischung, welche von den Franzosen ziemlich ungenau cendré genannt wurde, und die wir unmöglich aschgrau zu nennen uns entschließen können. Es ist die Farbe der hellern, an's Isabell streifenden Haselnüsse, wenn diese, noch frisch, mit einem leichten Silberhauche überflogen sind. Hand und Fuß waren von auffallender Schönheit und das große, blaßblaue Auge, dem nur die Schwärmerei gebrach, um es unwiderstehlich zu machen, blickte unbestimmt hinaus auf das Feld, wo der letzte spielende Sonnenstrahl, wie ein hin und her suchender Landschaftsmaler Tinten und Lasuren prüft und sie dann schnell wieder verwirft, mit neuen Farben sie überfahrend.

Ohne daß diese stumme Gesellschaft es gewahrte, war mit einer unbegreiflichen Behendigkeit ein sylphenhaftes Wesen aus dem Salon getreten und überflog nun, mit keck über einander geschlagenen Armen und einem Ausdrucke von boshafter Laune die Versammlung. Es war eine junge Frau von kleiner Gestalt, mit markirten, doch sehr angenehmen Zügen. Sie schüttelte, nachdem sie eine Weile dagestanden, bedenklich das Köpfchen, schleicht dann so lose, leise wie sie gekommen war, hinter die Lesenden und fängt nun plötzlich so laut zu lachen an, daß Alles erschreckt in die Höhe fährt.

Die Stickerei war den Händen der Dame, die in der Mitte der Gruppe saß, entsunken, aber die Lacherin war schnell hinzugesprungen, um sie aufzuheben, und sie ihr darreichend mit geläufiger Zunge zu sagen: „Belieben Excellenz nur hier rechts auf Fräulein von Schach zu blicken — und mein Lachen wird gerechtfertigt sein.“

Die so angeredete Oberhofmeisterin von Katsch hatte das Auge kaum nach dem stattlichen Ostpreußischen Fräulein, aus dem Geschlechte der Schach von Wittenau, geworfen, als sie eine ausbrechende Heiterkeit gleichfalls nicht zu unterdrücken im Stande war.

„Sie sind aus —?“ fragte hierauf schnell die das Aufsehen veranlassende Schäkerin das in große Verlegenheit gerathene Fräulein, dem die Gutmüthigkeit aus dem vollen Antlitz leuchtete.

„Aus Riesenburg in Ostpreußen —“ stammelte die Gefragte in einiger Verlegenheit.

„Da muß man ganz eigene Dinge lernen können — urtheilen Sie doch selbst, meine Damen!“ rief nun die muthwillige kleine Frau, indem sie mit beiden Händen den Andern zuwinkte, sich zu ihr hinter den Stuhl des Fräuleins zu begeben, das noch immer unbeweglich in der frühern Stellung verharrte.

„Eh bien, Tourbillon!“ sagte jetzt die Spinnerin, indem sie etwas unwillig sich der Verhandlung zuwandte, „was ist es denn eigentlich?“

„Eure Königliche Hoheit werden mir Recht geben,“ sprach lachend die Neckende, „Fräulein von Schach muß in Riesenburg gewiß sehr geschickte Lehrmeister gehabt haben. Hier finde ich sie in der interessantesten Lectüre vertieft, sie ist so ergriffen, daß sie nicht hört und sieht, was um sie vorgeht, denn ich stehe schon eine passable Weile hinter ihrem Taburet, und — sie liest — sollte man es glauben? Nein, ich mag es nicht aussprechen — herbei, meine Damen! überzeugen Sie sich selbst!“

Während Alles jetzt aufsprang, sah die arme Dame von Schach auf das Buch, das sie in der Hand hielt, und die natürliche Farbe der Gesundheit in ihrem Gesichte nahm einen bedenklichen Charakter an, denn sie spielte plötzlich in's Zinnoberrothe, zugleich aber ergriff der hübsche, sie peinigende Kobold ihren Arm und hielt ihn so fest, daß sie ihn nicht zu bewegen wagte. Alle, bis auf die Spinnerin, welche die Kronprinzessin war, sahen jetzt in das Buch, und das Lachen wirkte ansteckend.

„Werde ich's nun auch erfahren, was meine Damen so allgemein ergreift?“ fragte die Kronprinzessin, indem sie ihr Rädchen wieder gemächlich in Bewegung setzte und aus dem silbernen Becher, der an dem Rocken hing, die weißen, feinen Finger netzte.

„Fräulein von Schach liest in einem Buche, das sie verkehrt in der Hand hält,“ erwiederte Frau von Katsch lächelnd, „und da dies eigentlich nicht möglich, so ist anzunehmen, daß sie, von dem Buche angeregt, ihre Gedanken auf irgend einen Gegenstand besonderer Neigung lenkte — und es im Selbvergessen umgedreht hat.“

„Wenn ich's aufrichtig bekennen soll, nahm hier die schöne, schlanke Wallmoden, der Kronprinzessin zweites Hoffräulein das Wort, „so ging's uns Allen wohl, wie meiner lieben Freundin mit dem Buche. Wir waren nicht bei der Sache mit unsern Gedanken. Excellenz wollen mir verzeihen,“ sagte sie mit anmuthigem Lächeln, von ihrem Sitze zur Oberhofmeisterin gewendet, „auch Sie haben da ein dunkles Lila ihrem Täubchen in die Flügel gewebt, was mir wahrhaftig nicht an der Stelle zu sein scheint. Ich selbst hatte die höchst erbaulichen Bekenntnisse der frommen de la Mothe Guyon in der Hand, die mich sonst immer vollkommen von allem Aeußern abziehen, allein ich muß gestehen, daß die Lectüre mich diesmal meine Umgebungen nicht vergessen ließ und daß ich — selbst von einer unerklärlichen Präoccupation befangen — meine Augen oft nach den Damen richtete und mich davon überzeugte, daß ein Etwas außer diesem Kreise sie mächtig beschäftige.“ —

„Und um nun eben in der himmlischen Aufrichtigkeit fortzufahren,“ fiel hier schnell Frau von Morien ein, die ihres muthwilligen Wesens wegen den Beinamen le tourbillon erhalten hatte, „so ist's kein Mirakel, daß wir uns in dieser Verfassung befanden. Das schöne Rheinsberg mit seinen Bewohnern trägt bereits einen Spottnamen in der Welt, der uns nicht gleichgiltig sein kann.“ —

„Einen Spottnamen?“ riefen einige verwundert aus.

„Wie ich Ihnen sage,“ fuhr die Sprecherin fort, „man nennt Rheinsberg überall nur das Kloster von der strengen Regel.“

Ein allgemeines Lachen begleitete diese Naivität; einige von den Damen errötheten, andere blickten in den Schooß. Frau von Morien schien dadurch nicht in Verlegenheit zu gerathen.

„Und ist es denn nicht so?“ fuhr sie fort. „Scheiden sich nicht die Herren von den Damen auf die sonderbarste Weise? Welche geheimnißvolle Stimmung erfüllt sie uns gegenüber? Welche Trennung außer den wenigen Stunden, die uns an der Tafel oder im Concerte vereinigen! Ist so etwas erhört? Entspricht das den Anforderungen der Galanterie? Viel schlechter lebten wir nicht in den unwirthbaren Felsen der grande chartreuse bei Grenoble oder unter den Einsiedlern des Montserrat. Man könnte sich nicht ausgeschlossener fühlen —“

„Doch“ — warf die anmuthig lächelnde Wallmoden ein — „unsere Cavaliere sind mir lieber als Trappisten und Eremiten, die sich selbst bei der Tafel von uns zurückziehen müßten und uns mit Concerten gewiß nicht regalirten.“

„Ich gebe meiner lieben Freundin recht“ — sagte hier eine etwas bleiche, feine Schönheit, die, während sie zugehört hatte, manchen schwärmerischen Blick von tiefer Bedeutung unter den befranzten Wimpern hervorgesandt — „trotz ihrer räthselhaften Heimlichkeiten hat dieß Beisammensein in dem reizenden Rheinsberg viel Anziehendes —“

Frau von Morien sah mit zweifelhaftem Blicke auf die Dame, welche so eben gesprochen hatte und lächelte dann. Es war die Frau von Brandt, die ihre Mädchenjahre bei Verwandten in Paris zugebracht, und nun von ihren Eltern, ohne daß ihre Neigung dabei zu Rathe gezogen worden wäre, an einen wackern pommer'schen Edelmann, dabei Königlich Preußischen Offizier, vermählt wurde. Man sprach von diesem ehelichen Verhältnisse nicht eben viel Gutes. Die Derbheit des Herrn Gemahls und die übertriebene Empfindsamkeit der gnädigen Frau bildeten hier nicht jene glückliche Mischung, die bei den Glocken guten Klang hervorbringen soll. Frau von Brandt war bei ihrer Rückkehr aus Paris eine Zeit lang in Berlin die Dame nach der Mode gewesen, das was man Heutzutage Lionne nennen würde. Es konnte nicht fehlen, daß sie die Aufmerksamkeit des Kronprinzen alsbald erregte, da ihn Alles, was französische Bildung verrieth, mächtiger anzog, um so mehr, wenn es sich ihm in der Gestalt eines schönen Weibes präsentirte. Die junge Frau fand sich durch solche Auszeichnung geschmeichelt, und als der kleine, geistreiche Hof zu Rheinsberg gebildet wurde, bestrebte sie sich, zur Gesellschaft der Kronprinzessin

gezogen zu werden. Hier stand sie nun aber ziemlich vereinsamt. Ihr Hang zu Seltsamkeiten, ihre Ueberspanntheit, die an's Abenteuerliche gränzte, das übertrieben Fremdartige in der Kleidung, kurz die vollständige Affectation, die sich in ihrer ganzen Persönlichkeit darstellte, verscheuchte sie aus der Vertraulichkeit der übrigen Damen und nur die stürmische, in allen ihren Beziehungen etwas leichtfertige Morien, stand ihr näher.

„Lächelst Du, Marguerite — meine Perle?" fragte gedehnt Frau von Brandt — „Ach, was ist's denn, was uns amüsirt, wenn's nicht die kleinen Agacerien sind? Die Entfernung verleiht der späteren Annäherung größeres Vergnügen, wie der Sieg dem Kampfe, doch auch eben so, die Versöhnung, die ja auch eine Art von Sieg ist — nicht wahr?"

Dies war die Art und Weise, wie diese schöne Frau sich auszudrücken pflegte. Sie gehörte zu jener Schule in der höhern Gesellschaft, die sich von Zeit zu Zeit in Paris immer neu bildete und die man mit dem Spottnamen der Precieusen belegt hatte. Ohne auf sie zu hören, spann sich das Gespräch in der begonnenen Weise fort, das heißt es drehte sich um die Absonderung der Herren aus dem Damenkreise. Frau von Brandt saß scheinbar theilnahmlos dabei, allein man hätte dennoch bemerken können, daß bei den meisten Aeußerungen ein spöttischer Zug ihren schönen Mund umzog, und bei der Nennung eines gewissen Wortes, das matte Feuer ihrer stets gesenkten Blicke, sich etwas zu beleben schien.

Dieses Wort war der Kronprinz.

„Was ist's nun zum Beispiel," sagte die natürliche Wallmoden, „was sie eben jetzt drüben im andern Flügel versammelt hält, bei verschlossenen Thüren und verhangenen Fenstern, und was außer dem Herrn Leibkammerdiener Fredersdorf jeden Bedienten aus dem nächsten Umkreis verweist?"

„Was es ist, meine Damen?" rief schnell Frau von Morien, „was es ist? das kann ich Ihnen sagen. Ich habe gelauscht."

„Gelauscht! Sie weiß es!" so tönte es durcheinander und Alles drängte sich um sie her, um die wichtigsten Enthüllungen zu empfangen, nur die Kronprinzessin blieb, anscheinend gleichgiltig, an ihrem Rocken sitzen.

„Sie treiben Maurerei!" sprach Frau von Morien mit sehr ernster Miene weiter. „Maurerei, das ist gewiß!"

„Was ist Maurerei?" fragten Einige.

„O das weiß ich wohl," sagte die Schach von Wittenau, mit

einigem Stolze. „Wie ich noch sehr jung mit meinem Vater in Königsberg war, da hab' ich Alles gesehen.“ —

„So erzähle doch!“ — riefen Alle.

„Es war gerade am Johannimarkte. Wir reisten alljährlich hin,“ sprach das Fräulein. „In der Vorstadt waren die Buden aufgeschlagen, wo viele, viele Juden, mit langen schwarzen Bärten“ —

„Nur weiter — weiter“ — rief's.

„Nun ja — in der Vorstadt, da wohnten wir im Palmbaum.“ —

„Aber die Freimaurer! Du spannst Deine Zuhörer ja auf die Folter!“ sagte ungeduldig Frau von Morien.

„Die Loge war auf dem Tragheim, und hatte einen schönen Garten am Schloßteiche,“ — fuhr das Fräulein mit unerschütterlicher Gelassenheit fort.

„Es ist nicht zum Aushalten!“ rief die Morin dazwischen.

„Ihr unterbrecht sie aber auch immer,“ bemerkte die Oberhofmeisterin sanft verweisend. „Lassen Sie sich nicht stören, Liebchen, und sagen Sie uns Alles, was Sie wissen.“

Durch diese Worte muthig gemacht, ergoß sich die Rede des Fräuleins geläufiger.

„Ich war mit meinem Vater allein nach Königsberg gekommen, und wir hatten im Palmbaum in der Vorstadt unser Quartier genommen. Es war ein heißes, schönes Wetter und wie ich im Kalender nachsehe, so ist es gerade Johannistag. Ich freute mich auf eine Spazierfahrt. Aber es sollte mir nicht so gut werden. „„Du wirst diesen Nachmittag zu dem Fräulein Rentzel gehen,““ sprach der Vater, „„ich kann nicht mit dir sein; Johann wird dich Abends von dort abholen.““

„Das Fräulein Rentzel?“ murmelten Mehre. „Schöne Geheimnisse der Maurerei!“ riefen Andere.

„So schweigt doch! Unterbrecht sie nicht! Nun wird's kommen! Der Vater thut geheimnißvoll!“ So riefen Alle durcheinander.

Das Fräulein fuhr aber fort.

„Die Rentzel war eine alte, verwachsene Person, die im Stifte auf dem reformirten Kirchhofe wohnte und junge Fräuleins in feinen weiblichen Arbeiten unterrichtete. Auch ich, da ich als Kind, bei Tante Hülsen im Hause war, wurde zu ihr in die Stunde geschickt. Ach Gott, das war eine böse, garstige Person, die Rentzel nehmlich, die uns Fräuleins schlecht tractirte. Sie hatte einen abscheulichen Höcker, ein gelbes, ganz verrunzeltes, oder wie wir damals zu sagen pflegten — verrenzeltes Gesicht, damit grinzte sie beständig, mit breit auseinandergezogenem Munde, so daß um

ihre Augen viele tausend krumme Linien sich reiheten und jedes Wort, das sie sprach, begleitete sie stets mit einem heisern, wimmernden Gelächter, hi, hi, hi! Dies war ihr so zur Gewohnheit geworden, daß sie ohne hi, hi, hi! gar nicht zu sprechen vermochte."

Wunderbar war es, wie die noch vor Kurzem so ungeduldigen Geister, wie die unstäten Blicke, nun so schnell ihren Anhaltspunkt gefunden hatten. Sie hatten die Maurerei schon gänzlich vergessen und erfreuten sich an der Erzählung des Fräuleins, die es in unbewußter Naivität so satt und vollständig zu färben wußte.

Es war eine gewöhnliche Art von Erzählertalent, das dem Ostpreußen vor vielen Andern angeboren ist und das auch hier vollständig seine Macht übte.

„Mir war es nun gar nicht recht," fuhr das Fräulein von Schach in seiner breiten Relation fort, „daß ich meinen schönen Johannistag bei dem alten Stiftsfräulein zubringen sollte. Ich wußte was mich dort erwartete. Ich sah in Gedanken das hohe, gelbe Haus auf dem einsamen Kirchhofe, mit dem kleinen Blumengärtchen, das dem Schloßteiche abgetrotzt war und bei hohem Wasser fast immer beschädigt wurde; dann fand ich mich schon auf den weichen Federpolstern des Divans, die beim Daraufsetzen das ganze Zimmer mit einem feinen Federstaub erfüllten, ich roch den unerträglichen Blumenduft, der mir stets Kopfschmerzen verursachte, ich hörte das heisere Bellen des dicken Mopses und dazwischen das hi, hi, hi! des alten Fräuleins. Mein Unmuth darüber wuchs mit jeder Minute. Wo mag Vater denn wohl hingehen, daß er mich nicht mitnehmen kann, fragte ich mich in einem fort. Da sah ich eine schöne, lederne Tasche auf dem Tische liegen. Ich war allein im Zimmer. Eine innere Stimme schien mich antreiben zu wollen, meine Neugier zu stillen; hier würde ich Aufschluß erhalten, sprach es in mir." — —

„Nun kommt's doch endlich!" rief Frau von Morien, die Ungeduldige.

„Unterbrecht sie nicht!" rief's von der andern Seite wieder.

Das Fräulein fuhr fort.

„Ich lauschte an der Thür; Niemand kam; ich lief zum Tische, öffnete die lederne Tasche und sah verschiedene Gegenstände darin" —

„Verschiedene Gegenstände? Welche? Welche?" riefen hier alle Zuhörerinnen, wie aus einem Tone.

„Zuerst," sprach das Fräulein, „zog ich eine kleine Schürze von weißem Atlas heraus, die war mit blauen Bändern eingefaßt

und daran zwei in einandergehende Dreiecke gestickt, in deren Mitte sich ein G befand — —"

In diesem Momente, wo die Enthüllung des großen Geheimnisses bevorstand und der ganze Kreis mit weitaufgerissenen Augen, den Mund halb geöffnet, die Erzählerin umgab, war kein Athemzug hörbar; nur das leise Schnarren des Rädchens, welches die Kronprinzessin, jedoch nur in sehr langsamen Schwingungen umhertrieb, bildete eine mysteriöse Begleitung zu dem spannenden Vortrage.

„In deren Mitte sich ein G befand" — wiederholte das Fräulein von Schach, ganz unbewußt alle Kunstgriffe anwendend, die der geübteste Erzähler zu erwählen pflegt, um die Spannung der Zuhörer zu steigern — da fiel in der nächsten Umgebung des Schlosses ein krachender Schuß und mit einem lauten Schrei sprang der Kreis der Damen auseinander. Zu gleicher Zeit trat ein ernster Mann rasch aus dem Saal.

„Ach, wie sind wir erschreckt worden!" rief ihm die Morien entgegen, „geschwinde, geschwinde! sagen Sie uns, was der Schuß bedeuten soll?"

„Irgend ein Jäger wird im Walde geschossen haben," entgegnete ernst und kalt der Befragte, indem er zuerst der Kronprinzessin eine tiefe Verbeugung machte und sich dann vor allen Damen im Kreise neigte.

„Oder die Maurer da drüben haben etwas laborirt!" — sprach die Oberhofmeisterin.

„Die Maurer da drüben?" wiederholte der Eingetretene, „welche Maurer?"

„Warum sind denn Sie nicht dabei, Herr von Knobelsdorf?" fragte die Kronprinzessin.

„Mit dem Kloster ist's denn doch nichts," bemerkte die Oberhofmeisterin, „denn hier ist ein Mönch, der die Gesellschaft der Damen nicht scheut, oder ist's ein ausgestoßener Bruder etwa?"

„Dürfte ich um eine Erklärung des gnädigen Scherzes bitten?" fragte Knobelsdorf der Architekt, den der Ernst durchaus nicht verlassen wollte.

„Vor allen Dingen, wo kommen Sie her?" fragte schnell Frau von Morien.

„So eben von meinem Zimmer, wo ich mit Pesne über die Ausführung des neuen Plafonds im Gartensaale mich unterhielt," war die Antwort.

„Also auch Pesne nicht dabei!" seufzte die Fragerin, „jetzt

scheitern alle meine Vermuthungen, und ich sehe mich auf ein weites, graues Meer hinausgeschleudert, wo mir nicht ein Hoffnungsstern leuchtet."

„Sehr schön gesagt, meine gnädigste Frau," sprach Knobelsdorf, „obgleich für mich immer noch unverständlich. Aufrichtig bin ich hieher gekommen, um mich einmal wieder nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, da meine Beschäftigungen auf den Bau- und Malergerüsten mich leider für so lange Zeit diesem schönen Kreise entzogen hatten" —

„Ungewöhnlich galant!" sagte lächelnd die Morien.

„Und — fuhr Knobelsdorf fort, ohne sich dadurch stören zu lassen, — um zu erfahren, auf welche Stunde das Concert angesetzt ist, und welche Piece Seine Königliche Hoheit der Kronprinz darin vortragen wird, da ich voraussetzen durfte, daß man hier davon unterrichtet sein würde."

„Mein armer, von den Gerüsten herabgestiegener Knobelsdorf," sprach die Morien, für Alle das Wort nehmend, „Sie wenden sich ganz an die Unrechten, und täuschen sich vollkommen in Ihren Erwartungen. Wir wissen eben so wenig wie Sie, und schweben noch immer auf hohen, schwindelnden Gerüsten. Man hat Geheimnisse vor uns, aber was mich in der That befremdet, auch Geheimnisse für Sie. Kloster hin, Kloster her, Mönche oder nicht; etwas Verborgenes wird hier gebrütet, das läßt sich nicht wegläugnen. Ich war drüben im andern Flügel; nicht aus Neugier, sie werden mir das nicht zutrauen; ich ging durch die Vorzimmer; am Ende der Gallerie sah ich die Thüre des Saales, in welchem die Herren beisammen waren. Da kam mir der Gedanke: du könntest doch einmal im Fluge einen Blick durch das Schlüsselloch werfen — wahrhaftig es war nicht schnöde Neugier! allein das Gerede ist nun einmal so ärgerlich, daß uns Alles daran liegen muß, der Sache auf den Grund zu kommen. Aber am Ende der Gallerie tritt aus der Seitenthüre der Kammerportier Florence auf mich zu und spricht: **On ne passe pas, Madame!** — Was war zu thun? ich mußte umkehren. Aber fest stand es bei mir: sie treiben Maurerei! und fest steht es noch. Was könnten sie so verheimlichen? warum dürften sie sich einschließen, stundenlang — und dann die ernsten Gesichter, die Wichtigkeit! Es ist nicht zum Aushalten! Es streitet gegen die Egards, die sie uns allen hier schuldig sind. Auch Sie, Herr von Knobelsdorf, sind beleidigt und müssen gemeinschaftliche Sache mit uns machen. Verschwören wir uns! Stiften wir einen Bund! Knobelsdorf, organisiren Sie uns so etwas! Ent-

werfen Sie die Statuten! Wie wollen wir heißen? **Soeurs de la haine et de la vengeance.** Ah! da ist Pöllnitz! Herbei, Herr Chambellan, oder vielmehr fort von hier! Sagen Sie Ihren Freimaurern, daß auch wir hier einen geheimen Orden gestiftet haben!"

Mit diesen Worten war sie Herrn von Pöllnitz entgegengesprungen, der so eben eine Flinte in die Ecke des Saals stellte, aus dem er auf den Altan trat, und mit neugieriger Verwunderung auf die Damen sah, die ihn im weiten Kreise umstanden. Nur die Kronprinzessin hatte sich auf die Ballustrade gelehnt und nahm keinen Antheil an der Verhandlung der Uebrigen. Auf einen leisen Wink von ihr war die Oberhofmeisterin zu ihr getreten."

„Sie überraschen mich, Frau von Morien, was soll ich sagen? warum soll ich fort?" sprach Pöllnitz, „ich bitte, lassen Sie mich in Ihrem reizenden Kreise ausruhen, denn ich bin müde wie ein forcirter Hirsch."

Dies gesagt, warf er sich auf einen Steinsitz, der am Rande der Gallerie angebracht war und fächelte sich mit seinem breiten Scheibenhute Luft zu.

„Wo kommen Sie her? das müssen wir vor allen Dingen wissen, bevor wir Ihnen Erlaubniß ertheilen, bei uns zu bleiben," rief Frau von Morien.

„Ja, woher kommen Sie?" stimmten die Andern ein.

„Ach Gott, zu meinem Leidwesen aus dem Walde!" sagte gar kläglich der dicke Hofmann.

„Aus dem Walde? Also waren Sie es, der uns vorhin so sehr durch den Schuß erschreckte?" seufzte Frau von Brandt, „alle meine Nerven sind noch im fürchterlichsten Aufruhr!"

„Und der uns um die schöne Geschichte von der Maurerei brachte!" setzte Fräulein von Wallmoden, nicht ohne spöttische Beziehung auf die Schach, hinzu.

„Ja wohl war ich jener arme, geplagte Schütze," sprach Pöllnitz, sich entschuldigend. „Ich konnte ja das geladene Gewehr nicht mitbringen, und da schoß ich's dort am Waldrande ab, Sie müssen den Rauch gesehen haben."

„Also ist Pöllnitz auch von den Unsern, gleich Knobelsdorf," sagte die Morien leise, als ob der Kronprinzessin der Scherz entzogen werden sollte — „gut, so bleiben Sie, werther Chambellan und werden Sie der Paladin gekränkter Damen. Sie sind ein weitgereister Mann, ein Mann, der Vieles, der Alles kennt, o wie süß er lächelt, der Göttliche! Nun entwerfen Sie uns geschwind die Statuten zu einem geheimen Orden, Sie haben von

dergleichen Dingen gewiß irgendwo gehört, in Paris etwa oder in Italien, in Spanien, gleichviel wo. Wir werden ordentliche Mitglieder, Schwestern des Bundes und Sie und Knobelsdorf" —

Sie stockte.

„Je nun und wir?" fragte Knobelsdorf, den der Schwank zu ergötzen anfing.

„Wir werden dienende Brüder — wie es sich von selbst versteht" — bemerkte Pöllnitz galant.

„Wie kommt es aber," fragte die Wallmoden, „daß Sie, meine Herren, nicht auch von der Partie sind?"

„Von der Partie?" entgegnete Knobelsdorf, „von welcher Partie?"

„Je nun, da drüben — die geheime Sitzung — die uns so sehr beschäftigt —" riefen mehre Damen zu gleicher Zeit.

„Ach das, meine Schönsten, ist so eine eigene Sache!" sagte der dicke Pöllnitz, mit spaßhafter Traurigkeit. „Es ist eine Versammlung junger und alter Kriegsgötter, und da passen wir friedliche Gottheiten, Knobelsdorf und ich, nicht hin. Wir bauen beide an unserm zeitlichen Glücke, leben den schönen Künsten und den schönen Menschen, führen ein offenes, freies Leben, einen offenen Helm und ein offenes Gesicht, und denken nicht an's Zerstören. Die drüben aber, die stählen sich für die Gefahren des Krieges und der Schlachten —"

„Wie mysteriös das Alles klingt! Was machen sie denn aber eigentlich?" fiel ihm die Wallmoden in die Rede.

„Ja, das ist's eben, was Sie uns sagen sollen," setzte Frau von Morien schnell hinzu.

„Wer wüßte das zu sagen!" erwiderte Pöllnitz. „So eben komme ich aus dem Walde, um meine Flinte zu probiren, da ich ja doch morgen zum Könige muß, um in Wusterhausen dem sogenannten edeln Waidwerk obzuliegen. Ja, meine Schönsten und Gnädigsten, wenn das charmante Hofleben nicht diese Schattenseite hätte, was gäbe es wohl Glücklicheres auf der Welt, als ein Kammerherr zu sein. So aber ist's oft eine fatale Commission, zumal bei einem solchen Nimrod als unser Allergnädigster. Glauben Sie wohl, daß alle körperlichen Leiden, welche den König plagen, blos von seiner übertriebenen Jagdlust herzuleiten sind? Da trotzt er immer auf seine starke Natur, und kommt er dann nach Hause so läuft alles Uebel nach. Mein Gott! im späten Herbst oder gar im Winter, Morgens fünf Uhr, sich aus dem Bette zu reißen und nun in der offenen Jagdkalesche bei Wind und Wetter einige Meilen

zu fahren. So geht's dann fort im Freien, bis es wieder Abend wird. Gegessen wird nichts. Ich nenne das nicht essen, unter freiem Himmel, kalte Küche, oft sogar gefrorene Küche, die zusammenschlagenden Zähne sind nicht im Stande, das Zeugs zu beißen. Um sich zu erwärmen, muß man Rum und Schnaps trinken; kein Wein, und wäre es der stärkste, vermag das erstarrte Blut durch die Herzkammern zu jagen. Diese entsetzliche Sucht bringt noch den König, uns Alle, mich aber ganz besonders, ums Leben! Sehen Sie, das sind meine Sorgen! man wird nachgerade alt! ich liebe die bonne chère — allein ich wollte mich anheischig machen, mein Leben keine Wildbretpastete mehr zu essen, wenn ich dadurch von der Jagd dispensirt werden könnte —"

„**Pauvre Pöllnitz!**" hauchte die Brandt, und reichte ihm das Händchen, das er küßte.

Er setzte sich nunmehr zu der Schönen, die ihm so bereitwillig den Zoll ihres Mitleids dargebracht hatte.

„Das ist wahrlich sehr kläglich und beweglich," sagte die Morien, „indessen sind wir trotz dieser Schilderung nicht um ein Haar weiter in unsern Forschungen gelangt, **Monsieur de Pöllnitz!**"

„Ich bin sehr unglücklich, daß ich weder die Damen in ihren Bestrebungen secundiren, noch ihre Theilnahme für das traurige Loos eines Waidmanns wider willen zu erregen im Stande bin," sagte Pöllnitz leicht hingeworfen. „Doch vielleicht interessirt es die Damen, zu erfahren, daß heute Benda seine neueste Sonate produciren wird, ich sprach ihn so eben im Garten. Uebrigens wird es Zeit sein, an die Toilette zu denken —"

Er sah nach der Uhr.

„Ich sehe, daß uns nichts zu Hilfe kommen will," sprach die kleine Morien, sich in die Mitte des Kreises stellend und sich auf den Fußspitzen erhebend — „dieses nebelhafte Dunkel, diesen dunkeln Nebel zu lichten, der das geheimnißvolle Treiben der Männer umhüllt. Gute Naturen, offenbar die Besten, die weichen Gemüther, die offenen Herzen, die schönen Seelen, haben sie aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Hier steht der Herr von Knobelsdorf, dort der Baron von Pöllnitz, der sanfte Benda geht im Garten spazieren, in jenem Fenster erblicke ich den holden Quanz, die grünseidene Federmütze über beide Ohren gezogen. Alles Friedliche, Kunstsinnige, Feine, Frohe ist ausgeschlossen, und drinnen sitzen blos die rohen, rauhen, starren, eisenfesten, blutdürstigen Krieger und sinnen und forschen und berathen, still, geheim, ernst, verschlossen, über verwegene, tollkühne, gewitterschwangere, böse Vor-

säße, um sie zu Explosionen, zu Eruptionen, zu Thaten heranreifen zu lassen. Sehen Sie, meine Schwestern, das geschieht unter unsern Augen, wenn es sich gleich unsern Blicken entzieht, aber — dürfen wir zugeben, daß die Welt so ernstlich bedroht werde? daß sich dieser freundlich schöne Aufenthalt in die Höhle des Polyphem verwandle? Nein, uns ist Macht gegeben, zu vereiteln, und wir wollen vereiteln. Umstehen Sie mich im Kreise, nähern Sie sich, meine theuersten Schwestern, und berühren Sie mit der Spitze Ihrer Waffen diese heilige Scheere, die ich Ihnen hiemit entgegenstrecke; schwören Sie mir, jedem dieser geheimen Bundesgenossen fürder kein freundliches Gesicht zu machen, keinen Ihrer graziösen Behandlung werth zu halten, sie allein ihrem Schicksale zu überlassen, ohne Schonung und Mitleid, bis daß sie zurückgekommen sein werden von ihrem Wahne, und entweder uns Alles haarklein gestanden, was sie drüben im Finstern treiben und schaffen, oder uns zu Mitgliederinnen des Bundes förmlich aufgenommen haben werden."

Alle Damen thaten mit feierlichem Anstande, was die Sprecherin verlangte, nur Frau von Brandt hatte sich seitwärts in einen Sessel geworfen und sprach:

„Du machst mir Angst, Marguerite, mit Deiner Feierlichkeit! Ich kann mich kaum aufrecht halten, der Schuß tönt mir noch immer in den Ohren. Ach, ein Duell oder gar eine Schlacht — das muß doch sehr fürchterlich sein!"

„Du taugst nicht zu großen Unternehmungen!" warf lachend die Morien hin, „wir aber, meine Schwestern, wollen hier diese uns verbündeten Freunde, welche die Gestalt und Form unserer Feinde an sich tragen, umgeben, um ein dreifaches Wehe über sie auszusprechen, wenn sie das, was sie hier gehört und gesehen, jemals verrathen würden."

Dreimal erklang der dumpfe Weheruf aus den lieblichen Lippen der schönsten Frauen und Mädchen, die sich dabei mit gar reizendem Lächeln vor den beiden nicht unempfindlichen Männern öffneten. Pöllnitz sah blinzelnd auf die hübschen Gesichter, während Knobelsdorf ein schönes Auge in sein Souvenir skizzirte.

„Mich ergreift diese erhabene Scene so sehr, daß ich nach einer Stütze suchen muß, um mich aufrecht zu erhalten," sagte Pöllnitz, die feinen Finger der blonden Wallmoden und das runde Händchen der hübschen Morien ergreifend und zärtlich drückend, „aber es liegt die Unausführbarkeit in dem großen Plane, den so eben hier die edelsten Frauenherzen so feierlich beschworen haben.

Sie sprechen davon, daß sie als Mitgliederinnen aufgenommen sein wollen in den Verein der kriegerischen Männer, welche die Ruhe der Welt bedrohen, aber Sie haben nicht daran gedacht, welchen Gefahren Sie die Aufnahme blosstellen würde? Da gibt es gekreuzte Schwerter —"

Die Damen lächelten verächtlich —

„Pistolen, die man losschießen muß —"

„Nichts weiter?" rief die Morien und lief zur Ecke, um die abgeschossene Flinte zu ergreifen und sie loszudrücken. Die Brandt kreischte.

„Ich ziehe den Muth der gnädigen Frau nicht in Zweifel, selbst wenn's nicht knallt," fuhr Pöllnitz fort. „Dann gibt's Leichen — Leichen, die man umarmen muß —"

„Woher wissen Sie das?" fragte die Morien. „Sie glauben uns foppen zu können! Sie, selbst feige, wollen uns verhöhnen! Sie seien von nun an für immer ausgeschlossen von unsern Versammlungen. Herr von Knobelsdorf allein bleibe fortan unser Schirmvogt! Herr von Pöllnitz, entfernen Sie sich!"

„Nach Befehl, meine Damen!" entgegnete er schnell, „und wenn Sie den guten Rath des sich entfernenden Verbannten anhören wollen, so heben Sie die geheime Sitzung nur gleich auf und begeben Sie sich zur Toilette. Die Zeit der stillen Sitzungen ist verronnen und die der lauten beginnt. A revoir au Concert!"

Er hüpfte ab, so gut es seine Corpulenz zuließ. —

Während dieses ganzen Scherzes stand Frau von Katsch, die Oberhofmeisterin, neben der Kronprinzessin am Steingeländer des Altans, und Beide schauten in die Gegend hinaus. Sie sprachen leise und heimlich. Es war eine wahrhaft stille und geschlossene, eine ernste Heimlichkeit, die zu der sich daneben sich verbreitenden lauten und scherzhaften den vollständigsten Gegensatz bot.

„Warum entzieht sich mein Gemahl so oft meiner Nähe?" war die leise, heimliche Frage, die sich aus der bescheidenen Brust der Kronprinzessin zu ihrer vertrautesten Freundin emporstahl.

Diese überzeugte sie durch wiederholte Aeußerungen und thatsächliche Beweise, daß dies Zufall, Laune, aber gewiß nicht Mangel an zärtlicher Zuneigung von Seiten ihres Gatten war.

Die Kronprinzessin stand dann lange stumm und starrte in's Weite. Die Stelle schien sie magisch festzuhalten. Der schöne, feste Altan war noch vor Kurzem verfallen gewesen; eine von Grün überwucherte Steinbank hatte hier gestanden; jetzt war nun freilich Alles schöner und geordnet, aber das wilde Heidenröslein war

dennoch nicht ausgerottet worden und blühete noch aus dem Gestein an der alten Stelle hervor. Der Mond, der jetzt eben am Walde blutroth in die Höhe schwebte, hatte einst eine Scene hier beleuchtet, die von Friedrichs gefühlvollem Herzen Kunde und Zeugniß ablegen konnte.

Die Oberhofmeisterin glaubte die Kronprinzessin aber durch ihre Worte davon überzeugt zu haben. Die Damen fröstelten in der Herbstluft. Auf dem alten Thurm schlug es fünf Uhr. Allgemeine Stille war eingetreten.

„Mein Gott! Wir haben nur noch eine Stunde zur Toilette," rief Frau von Morien plötzlich aufgeschreckt, „wir müssen uns jetzt vom Ernste und von den Geschäften losreißen; die Welt möge ihre Rechte an uns geltend machen. Meine Schwestern! zeigen Sie den Verräthern die freundlichsten Gesichter — nichts sage ihnen, was wir gegen sie im Schilde führen!"

Die Kronprinzessin, auf den Arm der Frau von Katsch gestützt, ging hier an ihr vorüber, die Andern folgten; le Tourbillon gab Knobelsdorf den Arm.

„Nehmen Sie dies Alles nicht ganz so ernsthaft, als die Form es Ihnen zeigen mag," sprach sie plötzlich leise und zu auffallendem Ernste gewendet, „es gibt hier etwas in Wahrheit zu erforschen, was nicht bloße Neugier erforschen heißt. Sahen Sie den Blick der Kronprinzessin? Sie sind ein edler Mann und deuten ihn richtig."

Sie waren die Letzten, welche den Altan verließen, den der volle Mondschein ganz erfüllte. Das Heidenröslein zitterte im Abendwinde.

15.

Drüben im Quartier der Männer sitzen edle Ritter um eine Tafelrunde geschaart; es sind die Bayardritter „Ohne Furcht und ohne Tadel."

Der Kronprinz hatte aus der Gesellschaft, die er in seinem Rheinsberg um sich versammelt sah, eine Auswahl getroffen, um diesen Orden zu stiften.

Damals beherrschte der Hang zum Geheimnißvollen die Jugend, wie später so manches Andere. Die Freimaurerei, die sich eben über Deutschland zu verbreiten angefangen hatte, nährte diesen Hang, und daran schlossen sich die räthselhaften Erscheinungen der Goldmacher und Geisterbeschwörer, die großen Einfluß bei

mächtigen Personen übten und sich regen Antheil bei jugendlichen Gemüthern zu verschaffen wußten. Alles träumte von geheimen Naturkräften und überließ sich gern und willig den tappenden Versuchen, die nicht selten in groben Betrügereien ihr Ende fanden. Fürchterliche Strafen, wie sie die frühern Gesetzbücher einer rohern Zeit vorschrieben, und wie sie der fromme Wahn eifriger Richter noch schärfte, wurden den unglücklichen Abenteuerern zu Theil, bei deren Unternehmungen, die von Beil, Strick oder Scheiterhaufen plötzlich gehemmt wurden, es dem spätern, sinnigen und gemüthvollen Beobachter, der den neuesten Resultaten der magischen Naturseite sich zugewandt hält, nicht ergründbar ist: ob sie von wahrem Forschungseifer oder schnöder Gewinnsucht eingegeben wurden; ob der Mensch, der mit verborgenen Kräften spielte oder zu spielen vorgab, ein Betrüger, ein Wissender oder Bethörter war.

Hier, in Rheinsberg, war es nicht das Geheime selbst, nicht das Unerforschliche, nicht das Eindringenwollen in die verhüllte Wirksamkeit der großen Naturkraft, was die Idee zu einem geheimen Orden eingab; sondern es war die Thatenlust reich begabter junger Männer, die sich in Ermangelung eines erregten Handelns nach Außen, eine innere Thätigkeit schaffen wollten, und in Symbolen eine Genugthuung für den verzehrenden Drang sich schufen, die das Leben ihnen bis jetzt noch versagte.

Der Saal, in dem die Bayardsritter Sitzung hielten, war — obgleich draußen der freundliche Schein der Herbstsonne wob — durch hohe Wachskerzen erhellt; die Fenster verhüllten dichte Vorhänge, um den äußern Tag an jeder Beeinträchtigung und Störung des künstlichen zu verhindern. Am obern Ende, dort wo sich der erhöhete Sitz des Großmeisters zeigte, strahlte das Sinnbild des Ordens: ein Degen, auf einem Lorbeerkranze ruhend, und ringsumher die französischen Worte, welche einst des erlauchten Vorbildes aller Rittertugend Wahlspruch waren: **Sans peur et sans reproche.** Die Männer mit den ausdrucksvollen Köpfen, deren Züge bald höheres Alter und reifere Erfahrung, bald muthige Jugend und den frohen Blick in's unbekannte Leben verrathen, reihen sich zu beiden Seiten dieser Inschrift und Alle tragen sie das Ordenszeichen, einen Ring an der rechten Hand, aus einem krummgebogenen Schwerte geformt, auf dem die Worte eingegraben stehen: **Vivent les sans quartier!**

Alle, die wir hier gewahren, haben das Gelübde zu jeder schönen That abgelegt; Alle fühlen sich von Heldenmuth und Vaterlandsliebe, im ächten Sinne, beseelt: die Vervollkommnung der

Kriegsgeschichte und Heeresführung ist ihr nächster Zweck, dazu wurden sie geweiht durch den Schwertschlag des Großmeisters, allein auch jedem Fortschritte im Reiche des Gedankens soll ihr edles Streben gewidmet sein.

So wie der Nimbus der Kerzen, das Sinnbildliche, die geheimen Erkennungszeichen und Bundesworte diesen Vereinen besonders angehören, so sind es auch die veränderten Eigennamen, welche die Ritter in den Versammlungen führen, die durch die ganze innere Einrichtung unbedingt gefordert werden.

Auf dem Sitze des Großmeisters sehen wir einen schönen Mann, der selbst den Namen „der Keusche“ sich erwählt hat. Es ist der Kapitän de la Motte Fouqué, ein Niederländer von Geburt, allein seit frühester Jugend am militärischen Hofe des Fürsten von Dessau zuerst als Page erzogen, dann die Heere auf seinen Kriegsfahrten gegen Karl den Zwölften begleitend. Er steht jetzt in der Kraft des reifen Mannes, als ein Bild ritterlichen Sinnes und feiner Lebensbildung, wie sie seine Abkunft ihm als frühes Erbtheil zu Theil werden ließ. Er erscheint seinen jüngern Freunden, mit seinem bestimmt ausgeprägten militärischen Charakter, als ein musterhaftes Vorbild, das Hochachtung und freundschaftliche Ergebenheit im vollsten Maaße gebieterisch für sich in Anspruch nehmen darf.

Ihm zur Seite sitzt Friedrich, der Kronprinz, mit dem Bundesnamen „der Beständige“ genannt; daneben die gedrängte Figur eines jungen Mannes von ungefähr dreißig Jahren, gelb, mit breiten, nicht ebenmäßigen Zügen, aber mit kleinen, geistesblitzenden Augen. Es ist der Lieutenant Dietrich von Keyserling aus Kurland, der sich Friedrich, während der Gefangenschaft in Cüstrin, schon hilfreich bewährt hatte, und nun von ihm des innigsten Vertrauens gewürdigt wird.

Außer diesem sind noch fünf von den zwölf Rittern bei der Sitzung anwesend; vier von ihnen wohnen nicht in Rheinsberg; es sind die Brüder des Kronprinzen, Heinrich und Wilhelm, und die Herzoge Ferdinand von Braunschweig und Wilhelm von Bevern.

Indem wir hier diesen flüchtigen Blick auf die Versammlung der Bayardsritter werfen, zeigt es sich sogleich, daß ein ungewöhnlicher Gegenstand vom größten Interesse Alle gefesselt hat. Die Tagesordnung, wie es in modernen Sitzungen heißt, war unterbrochen, der Großmeister schweigt und der jüngste Ritter hat das Wort, das er mit großer Lebhaftigkeit führt: es ist der Kronprinz.

Was Friedrich bisher auch geschaffen und um sich versammelt

hatte, es genügte ihm nicht. Treue Freunde, kräftige Naturen, helle Geister, er schätzte und würdigte sie, sie galten ihm alle in ihrer Art, allein sein in Wissenschaft und Kunst reichgenährter Geist suchte ein immer höheres Ideal und sandte seinen Blick in stets weitere Räume. Er überschaute den Kreis seiner vertrautesten Freunde; Alle fühlten sie gleich mit ihm, er liebte sie und er hatte sie sich für's Leben erwählt, auch Alles mit ihm zu tragen. Doch sah er es jetzt schon ein, daß er sie überragte; er, der sich in dem, was er erstrebte und errang, nie selbst genug gethan, fühlte zu bald, daß ihm hier jener Wetteifer nicht begegne, der den jugendlichen Geist stets zu neuen, kühnern Entwürfen beflügelt. Er blickte auf seine ritterlichen Genossen des edlen Bayardsordens, sie schienen ihm Gediegenheit genug zu besitzen, auch über die Symbolenwelt hinaus, im Ernste des Lebens kräftig und treulich zu wirken, allein ihn drängte es, das, was jetzt Allen noch in weiter Ferne als Lehrer und Vorbild glänzte, zu seines Gleichen zu machen.

Mit diesen kühnen Gedanken erhebt er sich zur bewunderns-werthesten Höhe des Gesichtskreises, wo man damals einen Stern erster Größe mit stolzem Lichte prangen sah.

Weit weg von dem stillen, nur innerlich durch seine zarten und heiteren, wie ernsten und tieferen Beziehungen linde bewegten Schauplatze, bei dem wir hier verweilen, wohnte ein Mann, dessen Ruf zwar die Welt erfüllte, allein ihn auch zugleich den wüthendsten Verfolgungen in ihr preisgab.

Ein schwächlicher Körper, den der inwohnende, unruhvolle Geist gänzlich zu zerstören drohte, verhinderte nicht, daß er sich den anhaltendsten Studien überließ und ein ungebändigter Drang nach Thaten trieb den Jüngling schon im achtzehnten Jahre mit einem Werke hervorzutreten, in dem seine Nation die Erneuerung der glänzendsten Culturepoche des Vaterlandes glorreich aufdämmern sah. Dies war Voltaire und sein Oedip. — Ein feueriger Zug nach Wahrheit und Licht, eine tiefwurzelnde Liebe für Menschenwohl, der mächtige Trieb zur Verherrlichung des Vaterlandes, Alles dies beseelte den jugendlichen Geist, und in diesem Sinne wurden auch alle Bestrebungen von ihm angetreten und zu Ende geführt. Allein eine verneinende Beimischung, die in sich den Keim der trostlosesten Zerstörung barg, verrückte stets das Ziel, das er sich gesetzt hatte, und so ward Alles, was er zur Ehre seines Landes unternahm, zur Dornenkrone für ihn und zog ihm nur Ungunst und Verfolgungen zu.

So war Voltaire, der schon längst des jugendlichen Friedrichs

ganze Verehrung, seine volle Liebe genossen hatte. Sein Bild schmückte des Kronprinzen Studirzimmer; es hing über dem Schranke, in dem die Werke des französischen Dichters aufgestellt waren, die Friedrichs Lieblingslectüre bildeten. Er blickte beim Erwachen nach dieser Memnonssäule und das Bild schien ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, zu ertönen in himmlischer Musik, sobald das erste Licht des Tages darauf fiel. Diese leidenschaftliche Verehrung gränzte an Schwärmerei und es war einer der vorherrschendsten Züge in diesem großen, so viel umfassenden Jünglingsherzen.

Zu jener Zeit stand Voltaire in dem Alter des reifen Mannes. Er hatte bereits viele seiner berühmten Werke geschaffen, allein jedes von ihnen hatte ihn stets neuen Verfolgungen ausgesetzt. Endlich, ihrer müde, zog er sich auf das Schloß einer geistreichen Freundin, der Marquise du Chatelet, in der Champagne, zurück, und lebte hier fern von dem großen lärmenden Treiben der Welt in der ruhigen Heiterkeit eines Weisen.

Schon seit lange hatte Friedrich mit Voltaire Briefe gewechselt. Sein sehnlichster Wunsch war es, ihn für die anmuthige Colonie von Rheinsberg zu gewinnen; allein stets wurde die Einladung abgelehnt, wenn gleich der Eingeladene in meisterlich gesetzten Worten und Phrasen das hohe Glück zu preisen verstand, das ihm die wunderbare Verbindung mit dem erhabenen Prinzen, der einst der Salomo des Nordens zu werden versprach, beschieden hatte. Bald wurde die Jahreszeit vorgeschützt, bald eine schwankende Gesundheit, bald die wohl nicht ernst gemeinte Besorgniß, durch seine persönliche Erscheinung den Zauber zu zerstören, den des Prinzen reiche Phantasie um den Namen mit Freundeshand so verschwenderisch gewoben hatte.

Durch diese beständigen Ausweichungen war aber Friedrichs Sehnsucht, den so innig Verehrten zu empfangen, endlich auf's Höchste gestiegen; alle seine Freunde theilten mit ihm dasselbe Gefühl, und der theuersten Gefährten einer sollte förmlich als Argonaute nach Cirey in der Champagne wallen, um das ersehnte goldene Vließ zu erobern.

Keyserling, der geniale, tapfere, gelehrte Kurländer, war zu dieser Ehrensendung erkoren worden.

Dies aber war eben jene Verhandlung, welche die Bayardsritter beschäftigte, als wir uns vorhin erlaubten die profanen Blicke in ihr Heiligthum zu werfen und dieserhalb hatte der Kronprinz in so eifriger Weise das Wort ergriffen.

„Sage ihm, Cäsarion,“ so pflegte Friedrich seinen Freund im

vertrauenvollen Tone zu nennen, „daß seine Ideen meinem Geiste zur Nahrung dienen und daß ich darnach einzig und allein strebe, von großen Naturen seiner Art geachtet zu werden. Stelle ihm mein ganzes Wesen vor, du kennst mich! Schildre es ihm recht klar und deutlich, wie gern ich dem Hauptgegenstande menschlicher Habsucht und Ehrbegierde entsagte, wenn ich nicht fühlte, wie wenig ich sein würde, wäre ich kein Prinz. Er, der Herrliche, wird seiner bloßen Verdienste wegen hochgeachtet, beneidet und bewundert; doch ein armer Sterblicher meiner Gattung braucht ja Titel, Rang und Reichthum, um nur etwas in der Achtung der Welt zu bedeuten. Stelle ihm recht klar vor Augen, daß uns hier in Rheinsberg nur Er fehlt, um vollkommen glücklich zu sein. Male ihm mein kleines Tusculum. Sage ihm, daß schon sein gemaltes Bild meinen Geist beim jedesmaligen Anschauen mit reichen Schätzen belebte. Es gibt nur Einen Gott und Einen Voltaire! dies überbringe ihm als mein innerstes Bekenntniß. Gott hat eines Voltaire bedurft, um dies Jahrhundert zu civilisiren!“

Nachdem diese begeisterte Rede geschlossen war, wurden dem Gesandten in einer verzierten Schatulle die Geschenke übergeben, welche diese schmeichelhafte Sendung begleiten sollten. Sie bestanden aus einem goldenen Stockknopf, in der Gestalt eines Sokrateskopfes, aus einem reichen Schreibzeug, dem Bildnisse Friedrichs, von Knobelsdorf kunstfertig gemalt, aus der Composition einer Voltaire'schen Elegie von Friedrich selbst verfaßt, und aus einem zarten Gedichte an die „göttliche Emilie,“ eben jener Freundin, deren Schloß der so hoch Gefeierte bewohnte. Dem Gedichte war noch zierlicher Bernsteinschmuck, als die eigenthümlichste Hervorbringung Preußens hinzugefügt worden.

Dieser ganze Act wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen; der Kronprinz selbst befand sich in einem Zustande starker Rührung; aber desto auffallender war die Art und Weise, wie der mit so ehrenhafter Sendung Beauftragte sich dabei benahm.

Er sprang wie besessen umher, perorirte Griechisch und Latein durcheinander; schrie, daß er wohl im Stande sein würde, sich am Hofe des großen Philosophen zu benehmen; recitirte dann mit überlauter Stimme Verse aus der Henriade und zeigte deutlich nach seiner Weise, daß auch er sich im Zustande höchster Exaltation befinde.

Die Sitzung wurde jetzt aufgehoben, und der Großmeister, dem das excentrische Wesen Keyserling's schon bekannt war, gab diesem keineswegs den Befehl, bis zur völligen Abkühlung noch

einsam zu verweilen, denn er wußte wohl, daß ihn der Kreis der Damen, die helle Beleuchtung und die Musik sogleich mit dem Eise der Besonnenheit übergießen würden. Nur unter Gleichgesinnten und Vertrauten, wo er nicht besorgen durfte mißverstanden zu werden, ließ er seiner genialen Laune den Zügel schießen; im lauten Kreise, fremden Persönlichkeiten gegenüber, war er dagegen nur desto einsylbiger und verschlossener und blos bei unerwarteter Berührung schoß dann ein sarkastischer Funke aus der unscheinbaren Hülle empor.

Man begab sich in den Concertsaal.

16.

Die Damen und Kavaliere waren schon versammelt, als der Kronprinz im geschmackvollen seladongrünen Kleide, seine sehr einfach gekleidete Gemahlin bei der Hand führend, eintrat. Er unterhielt ein angelegentliches Gespräch mit ihr, dem sie mit Wohlgefallen zuzuhören schien. Die Gruppen standen getrennt. Die Oberhofmeisterin, die Hoffräulein, kurz der gesetztere Theil der Damenwelt blickte heiter umher und hörte mit offenen Mienen dem Gespräche der Herren zu; die flüchtigern Bewohnerinnen des Schlosses aber, die Morien an der Spitze, stellten sich zerstreut, oder schmollten sichtlich. Man bemerkte deutlich bei ihnen einigen Zwang und etwas Spannung und Benda's Spiel, so meisterhaft es war, vermochte nicht diese Mißstimmung auszugleichen.

Der geschickte Meister hatte so eben geendet, als ein großer, reichgekleideter Mann aufstand, um eine Flöte von Ebenholz aus dem Futteral zu nehmen und sie dem Kronprinzen, mit einer stummen Verbeugung zu überreichen. Dies war Quanz.

„Ich blase heute nicht, lieber Freund," sagte mit heitrem Lächeln der Kronprinz, „ich muß meine Lunge schonen, da ich noch tanzen will. Ich machte nehmlich Ihrer Liebden den Vorschlag, das neue mythologische Ballet im großen Saale zu probiren und mein Vorschlag hat huldreiches Gehör gefunden" — er blickte bei diesen Worten auf die Kronprinzessin, die in ihrer bescheidenen Liebenswürdigkeit lächelnd die Augen niederschlug. „Fredersdorf hat bereits Befehl erhalten," fuhr Friedrich fort, „die Lichter anzuzünden. Wir bedürfen einer regern Erheiterung; die Musik allein scheint nicht für die Stimmung zu passen, die ich hier ziemlich allgemein bemerke."

Frau von Morien und ihre Partei wollte hier größeres Ge=

wicht auf ihre einmal angenommene Miene legen, allein es gelang ihnen nicht, die hübschen Züge konnten die Freude nicht verbergen, die in ihnen die Balletprobe in der That erregte. Friedrichs scharfes Auge blickte heiter im Kreise umher. Die so eben beendigte Verhandlung, im Kreise seiner Bundesgenossen, hatte ihn zu freudig erfüllt, und er liebte es in solcher Laune, wie sie ihn eben beherrschte, seinem Hofe zu zeigen, daß alle Gerüchte, die über sein Verhältniß zu seiner Gemahlin ausgestreut wurden, eben nur Gerüchte seien. Er hatte es sich gelobt, in ihr das Wesen zu ehren, das vom Schicksal ausersehen worden war, an seiner Seite den glänzenden Rang vor der Welt zu behaupten, den der Gegenstand seiner Neigung, einzunehmen nie hoffen durfte. Dafür erhielt er diesem aber den heiligsten Platz im Herzen, rein und unentweiht. — Aber eine Dame im weiten Kreise saß in Gedanken vertieft, die über die nächsten Augenblicke, über die Balletprobe und die ganze Umgebung hinwegschwebten. Sie hing an den leuchtenden Blicken, die der Kronprinz umhersandte, und wähnte sie sich besonders deuten zu können. Es war die Brandt. Ihre Aufreizung, die nirgend einen Punkt fand, an dem sie haftend hängen bleiben konnte, hatte sich so ganz im Stillen eine Art von Sehnsuchtsroman ausgebildet, der sie für Augenblicke ganz unbeschreiblich erfüllte. Sie liebte den Kronprinzen, und sie glaubte, sie müsse ihn lieben, weil er sich in seiner Ehe unglücklich fühle und ein ihm verwandtes Gemüth suche. Diesem Verhältnisse, das mit jeder ihrer leichten Gemüthswallungen auf- und abwogend, bald stärker, bald bis zum gänzlichen Verschwinden schwächer wurde, hatte sie bis dahin noch keinen Ausdruck irgend einer Art verliehen. Der Kronprinz hatte keine Ahndung davon, allein sie überredete sich vom Gegentheile, und fand bald in dieser, bald in jener Zufälligkeit, Alles was sie brauchte, um in ihrem stillen Romane von Glück fort zu träumen. Der heutige Abend schien dies zu krönen. Ihre von dem Schuß noch immer heftig aufgeregten Nerven, unterstützten sie in ihrem Wahne auf wunderbare Weise; sie wiegte sich in einem Meere wonniger Träume. Ihre natürliche Bläße schwand und ein trügerisches, hektisches Roth bedeckte ihre Züge. Sie bewegte sich convulsivisch in ihrem Sessel. Die Morien, die ihr zunächst saß, bemerkte diesen Zustand.

„Du fühlst dich unwohl!“ sagte sie leise zu ihr.

„O nicht doch, holde Perle!“ — flüsterte ihr dafür die Brandt zu — „ich komme, eine Gottheit — zur Probe — wenn wir nur bald aufbrächen!“ —

Es gab indeß noch Manches zu besprechen. Das hohe Paar vergnügte sich noch zu bleiben, und so hatte die ungeduldige arme Frau mit den übermäßig reizbaren Nerven Zeit, allerlei Plane durch den Kopf zu jagen. Ihr Roth flammte immer höher, sie schien mit etwas im Reinen zu sein, das sie mächtig erfüllte; als nun endlich die Sterne, die hier gebieterisch leuchteten, sich zum Wandern bequemten, und die ganze Gesellschaft ihnen folgte, um sich in das erforderliche Costüm zu werfen, das die Balletprobe erheischte. Auch Frau von Brandt schwebte jetzt, wie aus schwerem Bann befreit, schwankend von dannen. Graun, der Kapellmeister Bach, Benda und die andern Musiker nahmen ihre Noten und Instrumente, um sich sogleich an ihren neuen Bestimmungsort zu verfügen, nur Quanz entfernte sich stillschweigend nach der entgegengesetzten Seite. Er hatte das Vorrecht, seiner sich etwas stark äußernden Künstlerlaune ganz überlassen bleiben zu dürfen, und benützte dies auch am heutigen Abende. Er war hier blos erschienen, um seinem erlauchten Schüler, wie gewöhnlich, die Flöte zu überreichen, das Blatt umzuwenden, vor allen Dingen aber sein Meisterspiel anzuhören und ihm das officielle Bravo nach dem ersten Solo laut und kräftig zuzurufen. Da er für heute davon entbunden war, entfernte er sich ohne Entschuldigung, um den Abend in grämlicher Zurückgezogenheit auf seinem einsamen Zimmer zuzubringen, da er, seiner früheren Gewohnheit ganz entgegen, jeder lauten Gesellschaft, die etwas Anderes als Musik trieb, vollkommen abhold geworden war.

Es war noch keine Stunde verflossen, als Alles schon wieder in dem großen Saale des Schlosses, in höchst veränderter Gestalt, sich auf's Neue versammelt sah. Die Kerzen brannten und das Balletpersonal bewegte sich bunt und geräuschvoll durcheinander. An der einen Seite stand Graun mit seinen Musikern hinter den Pulten, des Winks zum Anfange gewärtig. Der Maler Pesne und Knobelsdorf waren fleißig bemüht, mit Hilfe der Dienerschaft einige Schirme, auf denen zierliche Blumen und hohe Stauden gemalt waren, in deren Blättern schwebende Amoretten zartfarbige Schleier entfalteten, hier und dort im Saale zu vertheilen, um die Scene daraus zu bilden. Dazwischen stellte man gemalte Felsen zu Sitzen umgeschaffen, an denen große Vasen lehnten, aus deren Oeffnung lange Stücke Silberzindel flatterten, Wasser vorstellend.

Das Ballet war „die Reizungen des Olymps" betitelt und fast alle Anwesenden hatten, mit Ausnahme der Musiker und des dienenden Personals, in Götter und Halbgötter sich umgewandelt.

Knobelsdorf hatte das Programm entworfen, die Costüme angegeben und mit Pesne die Decorationen gemalt. Das Ganze schien ein Fest ohne Gleichen werden zu sollen, und die mit Liebe und Pünktlichkeit veranstalteten Proben, die schon mehre Wochen hindurch sich wiederholten, gewährten der Gesellschaft großes Vergnügen.

Die Eifrigsten probirten bereits den Tanzschritt, den sie aufzuführen hatten; Andere sah man sehr ernsthaft als Fluß- oder Waldgötter an den ihnen bezeichneten Plätzen ihre richtige Stelle einnehmen; noch Andere schweiften aber beobachtend durch die Gruppen und ließen sich in scherzhafte Gespräche mit den schönen Nymphen und Hamadryaden ein.

Zu diesen Beobachtern gehörten zwei Leute von sehr verschiedenem Aeußern, die mit einer Kennermiene, die man ihnen gleich auf den ersten Blick ansah, alles Vorhandene durchmusterten und sich mit ziemlich ungebundener Freiheit darüber vernehmen ließen.

Der Eine von ihnen war ein großer, sehr fetter Herr, dessen vornehm nachlässige Haltung den des großen Hoflebens vollkommen Gewöhnten verrieth, und der hier nicht sowohl selbst als Gottheit, sondern als Lenker der Gottheiten angestellt zu sein schien. Es war unser wohlbekannter Jäger von vorhin, der durch seine Reisen hochberühmte Baron von Pöllnitz, der ein Amt bei der Probe zu bekleiden hatte, das dem eines Regisseurs unserer Tage gleichkommen mochte. Er hatte so viel gesehen und bei ähnlichen, gar prächtigen Veranstaltungen an großen Höfen Hilfe geleistet, daß ihm diese Verrichtung mit vollem Rechte zukam.

Der jüngere Mann an seinem Arme zeigt trotz der Freiheit in seiner Haltung und des feinen Aussehens, durch eine zu weit getriebene Höflichkeit, die sich bei jeder Begegnung auf eine sehr bemerkbare Weise wiederholt, daß ihm das Element des Hofes noch nicht so vertraut ist, als seinem Gefährten. Es ist Bielefeld, der Sohn eines Hamburger Kaufmanns, der durch die Anmuth seiner Sitten und die Reichhaltigkeit seiner Kenntnisse des Kronprinzen Wohlwollen in so hohem Grade zu erringen gewußt hatte, daß ihn dieser in seinen vertrautesten Kreis nach Rheinsberg zog. Man sieht es Bielefeld an, daß er mehr als Pöllnitz die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wünscht; was jener scheinbar absichtslos thut, wird von Bielefeld berechnet vorgebracht. Der junge Mann will hier Boden erobern; der Zufall, der ihm den Weg zu diesem Hofe bahnte, soll jetzt, von der Berechnung unterstützt, ihm eine Laufbahn verschaffen.

„Hieher, theuerster Pöllnitz!“ flüsterte es aus einer von glitzern-

den Felsen gebildeten Höhle, „hieher blicke zu deiner liebenden Aganippe, der Tochter der Gewässer, die am Fuße des Helikon sanft dahin strömt. Meine Welle begeistert die Dichter; so komm', und setze dich an meine Seite!“

Während Bielefeld die Hand der lieblichen Aganippe mit zärtlicher Emphase küßte, stand Pöllnitz mit prüfendem Blicke vor der Schönen. Es war die blonde Wallmoden, die als personificirte Musenquelle Alles gethan hatte, um sich ihres wässerigen Charakters würdig zu zeigen. Um nun ganz natürlich wie ein Bächlein auszusehen, lagen zu ihren Füßen eine Menge nachgemachter Schilfkränze, in ihrer niedlichen Schürze von Silberstoff hielt sie den Vorübergehenden etwas Moos und kleine Kiesel entgegen, und die Haare hingen lose auf die Schultern hernieder und waren mit Wasserlilien durchflochten. Es schien nicht möglich, durch das Costüm eine frappantere Täuschung hervorzuzaubern; sie war eine Quelle — nicht zum Verkennen!

Pöllnitz hatte kaum Zeit, diese kritische Ueberzeugung dem schönen Fräulein gegenüber auszudrücken, als aus dem grünen Dunkel der zusammengerückten Schirme eine stärkere Stimme ihm zurief:

„Ich bin die Hamadryade der Wälder! Ruhet aus im Schatten meiner Eiche! o ihr Wanderer!“

Beide blickten dorthin, von wo die Worte ertönten; da stand die schlanke, doch kräftig gebaute Schach von Wittenau, in braunen Gewanden, mit langen grünen Handschuhen, in den Haaren Kränze von Eicheln und mit einem Gürtel, dessen graue Schillerfarbe die junge Baumrinde versinnlichen sollte. Alles an dem Anzuge war übrigens nach der Mode jener Tage, reich mit breiten Spitzen verbrämt, so daß Niemand auch hier in Zweifel sein konnte, wirklich die Eiche, oder vielmehr die Hamadryade, welche sie bewohnte, vor sich zu sehen.

Bielefeld ließ sich auf ein Knie nieder und recitirte einen französischen Vers, dann küßte er den brauen Schuh des Fräuleins. Pöllnitz wandte sich schnell zu bedeutendern Größen.

Auf einem Blumenthrone saß die Kronprinzessin, in dem wahrhaft bezaubernden Costüm der Diana. Sie hielt in der einen Hand die Lanze, in der andern einen Lindenzweig, da es in Rheinsberg zur Zeit noch an einem Oelzweig fehlte und die Schnelligkeit der Ausführung Knobelsdorf noch verhindert hatte, einen künstlichen verfertigen zu lassen.

Sonst hatte die Kronprinzessin noch über einen langen Rock

von schwerem Silberstück ein Gewand von grünem Flor geworfen, das mit unzähligen Blumen aus Edelsteinen an mehren Stellen in die Höhe gezogen war, um so recht das Ansehen der leichtgeschürzten, flüchtigen Göttin der Jagd zu versinnlichen. In den stark gepuderten Haaren, die ziemlich hoch sich aufthürmten, strahlte der Halbmond von Brillanten.

Um die keusche Göttin schwebten Frau von Brandt, als Muse der Musik, in nachlässiger Stellung mit der Lyra in der Rechten, Frau von Morien in der wirksamen Kleidung der Zwietracht, Schlangen von grünschillerndem Tafft in der Frisur und die Oberhofmeisterin von Katsch als Amphytrite, den Dreizack von vergoldetem Holze wie ein Gewehr auf der Schulter balancirend, im meergrünfarbigen Reifrock.

Bielefeld erschöpfte sich in Lobeserhebungen über die Richtigkeit der Wahl dieser Costüme, über den Geschmack in ihrer Ausführung und über die Schnelligkeit der Metamorphose; da die Damen ja noch vor Kurzem in gewöhnlicher Toilette dem Concerte beigewohnt hatten. Plötzlich unterbrach er den Strom seiner zierlichen Rede, pirouettirte mit ungezwungener Leichtigkeit um den dicken Pöllnitz und zog ihn mit sich auf die Seite. Durch diese rasche Bewegung stäubte eine Puderwolke um sie her und nöthigte Diana und ihr Gefolge zu einem einstimmigen Niesen. Vor dem Blumenthrone der Göttin aber bildete sich sogleich ein weiter, freier Raum. Alles, was im Saale umherging, zog sich schnell in Ehrfurcht zurück; sämmtliche Mitspielende befanden sich an ihren Plätzen und die frühere Scene leichtfertiger Unterhaltung erhob sich zur Feierlichkeit, als nun unter dem Rauschen eines imposanten Musiksatzes Apollo selbst einherschwebte.

Der Gott trug zu weiß seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen einen kurzen Reifrock von Goldbrocat, einen leichten Brustharnisch von demselben Stoffe und einen hohen Helm, auf dem eine herrliche Sonne prangte, unter dem sich das Haar frei und ungezwungen, in reichen, aber wohlgepuderten Locken auf dem Rücken verbreitete.

Apollo war der Kronprinz.

Bei seinem Nahen erhob sich Diana verschämt von ihrem Sitze und mit zögerndem Schritte stieg sie die Stufen hinab; hier reichte ihr Apoll mit unendlicher Grazie die Hand und beide tanzten nun eine der kunstvollsten Menuette, die man sehen konnte. Wenn sie sich von einander wandten und hierauf wieder, wie in heiterer Verklärung zusammenschwebten, dann blickte Apollo mit

schwärmerischen Augen auf seine Schwester und diese strahlte in dem Glanze eines überaus reizenden Lächelns, das ihre Lippen umfloß. Alle Anwesenden waren entzückt über die Geschicklichkeit der Tanzenden, und viele unter ihnen glaubten darin symbolisch das holde Einverständniß der jungen Gatten zu erblicken, und freueten sich darüber.

Das Ballet hatte seinen Fortgang, der nur hin und wieder durch einen einlenkenden Ruf des Anordners unterbrochen wurde. Gegen das Ende verließen Nymphen und Hamadryaden ihre Grotten und Bäume, die Musen ihren Hain und nebst den obersten Göttern des Olymps erschienen auch ein paar neckische Faunen und Alles gruppirte sich um die leuchtenden Geschwister und brachte ihnen in schwebenden Tänzen oder barocken Sprüngen eine lebhafte Huldigung dar.

Knobelsdorf stand mit offener Halsbinde auf der Höhe eines Felsens, um mit Fredersdorf und einigen anderen Hausofficieren die große Sonne an Schnüren emporzuziehen, die den Schluß des Ballets krönen sollte; Pöllnitz war seitwärts in eine Grotte getreten, von wo er das Ganze überblicken konnte und athmete eine durch und durch gesättigte Zufriedenheit in allen Zügen, als plötzlich ein unangenehmer Vorfall die meisterhaften Gruppen löste und eine vollkommene Störung des wundervollen Ganzen hervorbrachte.

Die Muse der Tonkunst hatte wahrscheinlich einen nicht gut berechneten Sprung gewagt und war mit ihrer Lyra zu den Füßen Apolls niedergestürzt, der sogleich mit aller einem so mächtigen Gotte zu Gebote stehenden Gewandtheit die gefallene Muse aufhob und zu einem nahen Sitze leitete.

Es war jene arme Frau von Brandt, eine der lieblichsten, aber auch kühnsten Tänzerinnen, da sie ihre Kunst auf der hohen Schule von Paris geübt hatte.

Alle Damen umstanden sie im nächsten Augenblicke und die gemischtesten Wohlgerüche brachten eine betäubende Wirkung um sie hervor. Der Kronprinz hatte sich aber sogleich aus dem Kreise zurückgezogen, um unbelauscht ein Etwas näher zu betrachten, was die Muse, wie durch ein Ungefähr in seiner Hand zurückgelassen hatte. Die allgemeine Theilnahme, die sich nur auf den Unfall bezog, machte es ihm möglich, unbemerkt seinen Wunsch zu befriedigen. Der erste Blick zeigte es ihm als ein rosenrothes, zierlich zusammen gefälteltes **Billetdoux**, welches in feiner Damenhand

die Aufschrift in französischer Sprache trug: „dem strahlenden Gotte!“

Der Kronprinz sah noch einmal flüchtig die Aufschrift an, dann verweilte sein Blick etwas länger dabei und er glaubte sich nicht zu täuschen: es schienen ihm Schriftzüge, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte — es war die Handschrift der Frau von Wreech. Mit gehobenem Athem eilte er in ein Nebenzimmer, und nachdem er sich versichert hatte, daß ihm Niemand gefolgt war, öffnete er mit zitternder Hand das Billet. Es enthielt die Aufforderung, noch an diesem Abend, an eine genau bezeichnete Stelle des Parks zu kommen. Der Styl, in dem diese Aufforderung abgefaßt war, näherte sich zwar vollkommen dem precieusen, galanten Tone der Pariser Stutzer- und Courtisanenwelt, allein der von einer seligen Erwartung ergriffene Friedrich übersah dies entweder, oder mochte an einen Scherz der geliebten glauben; war es ja doch ihre Handschrift! Er ging in den Saal zurück und trat mit einem Balsam-Büchschen auf Frau von Brandt hin, die noch immer anscheinend in einiger Erschöpfung da saß. Er dankte ihr mit den Augen und sie erwiderte den Blick auf gar holdselige Weise.

Man führte nun die Muse der Tonkunst, umgeben von aller nur möglichen Sorgfalt, auf ihr Zimmer, und Götter und Göttinnen verließen den Olymp, um sich, entkleidet von der überirdischen Glorie und Majestät, in ihre Schlafzellen zu begeben. Die Lichter im Saale wurden ausgelöscht und Stille herrschte bald in und um Rheinsberg.

Nur in dem Zimmer der Frau von Brandt herrschte ein regeres Treiben. Die Französin, die mehr ihre Vertraute, als ihre Dienerin war, hatte den dunkeln Entredeux bereit gehalten, den ein duftiger Schwanenflaum von innen bedeckte und die Herrin sorgfältig hineinhüllend, schob sie sie durch die Tapetenthür einem verborgenen Wendeltreppchen zu, auf dem sie ganz heimlich und ungesehen in den Park gelangen konnte.

„Folge mir nicht!“ lispelte die Muse der Musik, denn als solche gekleidet war sie noch unter dem Entredeux geblieben, um desto reizender auszusehen.

„Aber“ — sagte die Bonne.

„Lasse mich allein mit meinem Glücke — es wird mich geleiten.“ —

„Es ist aber so finster.“ —

„Seine Sterne werden mir leuchten.“ —

„Je crois, Madame, qu' une lanterne!“ —

„Monstre!“

Und sie war fort — entschwebt wie auf Zauberflügeln — verschwunden in der Nacht, die dunkle, kleine Gestalt.

Die Bonne stand noch eine Weile da, den Loup, die unerläßliche schwarze Sammtmaske, in der Hand; denn selbst diese hatte das selig hoffende Weib im Stiche gelassen — dann ging das Mädchen in's Zimmer zurück um schlafend der Rückkehr ihrer Gebieterin zu harren.

Wir wollen Frau von Brandt nicht vorschnell verdammen. Was sie in Paris so oft gesehen, erfahren und selbst geübt, was der dort herrschende, leichte Ton entschuldigte, hier in den sandigen Gefilden der Mark mußte es freilich anders angesehen werden. Allein was hier so schwer genommen wurde, verdiente es in der That nicht; es war oftmals nur ein Scherz, oftmals die Aeußerung einer krampfhaften Reizbarkeit, die als einzige Folge eine Erkältung nach sich zog. Immer war es aber nur die Galanterie, die herrschende Gesetzgeberin im Reiche der feinen Welt von damals, die in diesen Abenteuern, an denen das Herz und die tiefinnerste Leidenschaft keinen Theil hatte, ihren Tribut erhielt. Ein galanter Herr, eine galante Dame, ein galanter Scherz, ein galantes Abenteuer, das waren die Losungsworte, die Alles versammelten, der Zauberspruch der Modeleute, die Titel, die man suchte, das was man sich wünschte.

Wir sehen jetzt den Kronprinzen, eben so heimlich in einen Mantel von dunkler Farbe gehüllt, die Gänge durcheilen, die breite Rampe zum Park hinabschreiten und einen Seitenweg durch die Gebüsche einschlagen.

Seine Ueberraschung, so unvermuthet von der Geliebten ein Schreiben zu erhalten und die kurze Zeit bis zum Rendezvous, hatten ihn gar nicht darüber nachdenken lassen, wie Frau von Brandt dazu gekommen sein mochte, als Iris dabei zu dienen, da es dem Kronprinzen nicht bekannt war, daß zwischen beiden Damen jemals eine vertrautere Gemeinschaft statt gefunden hatte. Allein welche Zweifel hätte diese Betrachtung selbst in ihm wohl zu erregen vermocht? War er nicht im Besitz der freundlichen Zeilen, die ihn einluden zu kommen? Sagte es ihm nicht das Klopfen seines liebenden Herzens, wem er entgegeneilte? Der nächste Augenblick sollte ihm jedes Räthsel lösen. —

Alle andern Gedanken wichen dem Einen an sie; er sah ihre herrliche Gestalt, er hörte ihre tönende Stimme, er fühlte ihren

beseligenden Hauch — aber „was führt sie zu mir?“ fragte er sich dann auf einmal. Und es überlief ihn kalt, wenn er sich dachte, daß sie wohl auf einer großen Reise begriffen sein könnte, von der sie ihm immer gesprochen hatte und daß sie gekommen, den letzten Abschied von ihm zu nehmen.

Er war bald am Ziele. —

Am Ende eines langen Buchenganges stand eine dichte Laube; sie war als der Ort des Zusammentreffens bezeichnet. Friedrich war im Zustande der höchsten Ueberspannung als er ihr nahe genug war, um zu entdecken, daß sich etwas, wie in Erwartung, ihm entgegen bewegte. Er breitete glühend die Arme aus, allein in demselben Augenblicke trat er betroffen zurück, als er an der Heftigkeit, mit der sich die Harrende an seine Brust warf, sogleich entdeckte, daß dieses Die nicht war, welche er hier zu finden hoffte.

Welche Enttäuschung! Statt die geliebteste Freundin zu finden, sah er sich der preciösen Frau von Brandt gegenüber, die sich gehörig vorbereitet hatte, ihm in verschrobenen und gespreizten Ausdrücken ihre unbezwingbare Herzensneigung zu malen.

Des Kronprinzen Lage war etwas schwierig; er faßte sich aber schnell. Mit gewandter Beredtsamkeit verwies er der Armen ihr unbesonnenes Beginnen und suchte ihr zu beweisen, daß es weniger sträflich als närrisch genannt zu werden verdiene. Er stellte ihr vor, daß das, was sich in Paris und am Hofe Ludwigs XV. schicke, durchaus nicht auf seinen kleinen Hofhalt angewendet werden dürfe. Er wisse nur zu gut, daß hier von keiner verzehrenden, Alles überwältigenden Leidenschaft die Rede sein könne, indem seine Persönlichkeit und sein ganzes Wesen ihm nicht die Eitelkeit zu hegen gestatte, sie irgend einem Wesen auf der Welt einflößen zu können; es sei daher lediglich die Sucht, die französische Mode mitzumachen, die sich in Liebesintriken und nächtlichen, geheimnißvollen Abenteuern wohlgefalle, die poetische Episteln, Gespräche unter vier Augen, Alles in jenem überladenen Style des Tages liebe, der an jene Precieusen erinnere, die einst Molière mit so scharfer Geißel verspottet habe. Dies schicke sich jedoch nicht für seine Verhältnisse. Er fände es für seine Person übermäßig langweilig und die schöne Frau würde daher sehr klug handeln, entweder diesen Modelaunen zu entsagen, oder wieder nach Paris zurückzugehen.

Man kann sich wohl kaum vorstellen, welchen Eindruck diese ohne alle Unterbrechung vorgebrachten Worte des Kronprinzen auf die Zerknirschte hervorbrachten. Friedrichs heller Geist hatte aus

den persönlichen Verhältnissen der Frau von Brandt, aus ihrer Pariser Erziehung und dem, was dort von der Mode dictirt wurde, sogleich das Wahre herausgefunden, die auf ihn gerichtete, ihm höchst unwillkommene Liebesattake wirksam zurückzuschlagen. Nur der lebhafte Wunsch, dieser Pariser Mode an seinem Hofe den Eingang zu verwehren, hätte ihn vermocht, — so behauptete er nun — der Einladung augenblicklich Folge zu leisten und der Dame, deren Absichten er längst gekannt, die lange Strafpredigt zu halten, die sie ihm hiemit verzeihen möge.

Frau von Brandt erwiderte nichts. Nur ein leises Seufzen, wie es schien, von Weinen unterbrochen, wurde in den Pausen vernehmbar. In ihrem Innern mochte sie wohl über den ungeschlachten Gebieter der Cassuben und Wenden schmählen, der trotz seiner überall zur Schau getragenen Liebe zur feinen Sitte und zur Kunst, ihr dennoch hier nicht gebildeter erschien, als irgend ein Rustre seiner Steppen, da er im Stande war, ein tête-à-tête mit eiuer schönen jungen Dame nicht besser zu benützen, die sich in ein Meer von Ambra und Moschus getaucht hatte, und sogar noch als Muse der Tonkunst gekleidet geblieben war, seinetwegen aber den fürchterlichsten Schnupfen riskirte.

In dem Kronprinzen waren unterdeß Erinnerungen wach geworden, die ihm die Nähe der Aufdringlichen nur immer widerwärtiger erscheinen ließen. Er wünschte nichts sehnlicher als das erzwungene Stelldichein abzukürzen. Er ermannte sich und mit einer feinen Wendung, die ihm seine wiedererwachende Ritterlichkeit eingab, beklagte er es, nicht einen mildern Erdstrich zu bewohnen, der zu solchen Scherzen Nachts und im Freien bessere Gelegenheit böte und freiere Sitte begünstigte, dann reichte er seinen Arm der kleinen Frau hin, die zitternd und zögernd den ihrigen hineinlegte. So machten sie ein paar Schritte gegen den Ausgang der Laube; aber, o Himmel! es hatte zu regnen begonnen, und eben jetzt schoß das Wasser so übermäßig vom Himmel, daß es nicht möglich schien, ohne die heftigste Erkältung davon zu tragen, den langen Weg durch den Park zum Schlosse zurückzulegen.

Was war zu thun? Die Nacht ruhig in der Laube ausharren, bis daß der Regen aufgehört haben würde? welch ein Wagniß wäre das gewesen und zu welchem Gerede hätte dies im Schloß Veranlassung gegeben. Die Dame zitterte und bebte heftig; ihre schönen Zähne klapperten hörbar aneinander; vergebens hüllte sie sich in den mit Schwanenflaum weichgefütterten Entre-deux. Wer einen Blick auf die Arme geworfen hätte, würde schwerlich

an eine so grausame Behandlung, als ihr widerfahren war, geglaubt haben können. Sie war wirklich sehr schön und in ihrer jammervollen Lage doppelt reizend.

Nur der Kronprinz schien in diesem Momente keinen Sinn dafür zu haben; ihm lag jetzt Alles daran, den verführerischen Engel nur von seiner Seite und sich im wärmenden Bett zu wissen. Er schlüpfte von ihr fort und stellte sich unter den Eingangsbogen der Laube, um in die Ferne zu spähen, ob sich nicht vielleicht Hilfe zeige. Da gewahrte er unweit einen lichten Punkt, der sich bewegte. Es war eine Laterne, die den Weg zum Schlosse ging.

„Wer es auch sein mag, einer meiner Diener, oder ein Anderer," sprach Friedrich, „ich rufe ihn an. Er muß einen Regenschirm herbeischaffen und die Laterne uns überlassen —"

„Ach, mein Gott! ich bin verloren!" schrie jetzt entsetzt die Dame, die nun erst die Sprache wieder bekommen zu haben schien.

„Es ist nichts Anders zu machen," versetzte der Prinz. „Der Mann muß voraus in's Schloß; mich möge er kennen. Sie verhüllen sich; und wenn wir in die Nähe der Gebäude angelangt sind, löschen wir die Laterne aus."

Ueber dieses Hin- und Herreden war der Laternenträger näher gekommen und sang vernehmlich folgendes Liedchen, das damals allgemein beliebt war.

Je vis hier le beau Lucas
Assis près de Glycère;
Il lui parlait tout près, tout bas,
D'un air bien sincère,
Il lui vantait son vieux charmant! — —

Hier unterbrach der Kronprinz den Gesang, indem er einen gellenden Pfiff ertönen ließ.

„Ich kenne diese Stimme!" rief er zugleich freudig aus.

„Ho! Ho!" antwortete der nächtliche Wanderer, und steuerte auf die Laube zu.

„Cäsarion!" rief Friedrich.

„Glück zu! ein Rendezvous!" schallte es von drüben her und die Worte trällernd

Adieu, princesse',
Adieu, plaisir!
L'ordre me presse,
Il faut partir!

kam es dem Eingange der Laube ganz nahe. Es war Keyserling, der mit einer kleinen Weinlaune nach Hause kehrte und eine Laterne, nebst einem großmächtigen Regenschirm in Händen trug.

Der Kronprinz trat ihm entgegen, nachdem er Frau von Brandt gebeten hatte, sich in's Innere des Gebüsches zurückzuziehen.

„Höre zu, theuerer Freund, was ich Dir sagen werde," sprach er hierauf zu seinem Getreuen, „hier in der Laube befindet sich Etwas, was Du nicht kennen sollst. Du mußt nun aber Deinem Herrn und Meister für dieses Etwas Deinen guten Schirm leihen, damit es nicht durchnäßt werde, mit Deiner Laterne aber sollst Du voraus traben, damit wir in keine Pfütze gerathen!"

„Ich habe Alles wohl verstanden und begriffen, mein theurer Herr und Meister!" sagte Keyserling-Cäsarion mit der bescheidensten Miene von der Welt, indem er den Schirm den Händen des Kronprinzen überlieferte, sich in seinen Rokelor hüllte und zum Vorangehen anschickte. „Auch ich komme eben von einem der zärtlichsten Abschiede, die jemals, so lange die Welt steht, genommen wurden, da ich morgen nämlich nach Cirey verreisen muß."

„Aber noch Eines!" rief Friedrich scherzhaft, „du mußt mir Dein Wort geben, Cäsarion, nicht rückwärts zu schauen, es möge sich begeben, was da wolle!"

„Foi de gentilhomme!" rief der Cavalier zurück und hob den Rokelor in die Höhe. „Es möge hinter mir verführerisch singen und locken, oder erbärmlich kreischen, vor Gefahr warnen oder den sichern Untergang drohen, ich blicke vorwärts, was hinten geschieht, geht Eure Königliche Hoheit nur allein an."

Unter diesen Worten war er mit stark seitwärts gebogenem Kopfe voran geschritten, mit zurückgestrecktem Arm die Laterne den Nachschreitenden entgegenhaltend. Es war ein Bild, das von einem guten Meister wiedergegeben zu werden wohl verdient hätte. In einiger Entfernung hinter dem Leuchtenden folgte der Kronprinz, das bängliche Dämchen an der Hand wie zum Tanze führend, das auf den Zehenspitzen schwebend, sich vergebens nach einem trockenen Punkte umsah, seine Füße hinzusetzen. Das Ganze ward pikant genug von dem Flackerlichte der Laterne beleuchtet.

So hatte man den Weg durch den Park zurückgelegt und betrat nunmehr den gutgepflasterten innern Hofraum des Schlosses.

„Laterne weg!" commandirte hier der Kronprinz, und sogleich erlosch das Licht und der Träger stob in der Dunkelheit davon. Friedrich aber geleitete seine Dame bis zu den seitwärts gelegenen

Arkaden, von wo sie auf ihrer verborgenen Wendeltreppe wieder unbemerkt in ihre Zimmer gelangen konnte.

„Sehen Sie, meine Beste," sagte er noch beim Abschied, „das sind die Folgen, die solche Unüberlegtheiten hier bei uns nach sich ziehen. Sie thäten wahrlich besser daran, sich für diese Liebhabereien das geeignetere Terrain wieder aufzusuchen. Ich werde Sie selbst bei der Kronprinzessin entschuldigen."

Damit entließ er sie und eilte nach der andern Seite des Hofes dem Hauptportale zu.

Als er in seinem Schlafzimmer angelangt war, befand er sich in einem Zustande heftiger Bewegung. Er mußte lachen über den Zufall, der ihm den wackern Keyserling in den Weg geführt hatte, der am andern Tag seine Reise nach Cirey zu Voltaire antreten wollte und wahrscheinlich noch zum Abschiede einige Stunden der Nacht bei dem geliebten Mädchen zugebracht hatte. „Wie glücklich ist er!" dachte Friedrich. „Mir schlägt Alles fehl in der Liebe! Ein Rendezvous lächelt mir, ich wähne die zu finden, die ich liebe, der ich zu ewigem Danke verpflichtet bin, und mich erwartet ein neckender Kobold, der mich äfft!"

Er setzte sich zum Schreiben.

Der Kammerdiener war eingetreten und erinnerte, daß des Prinzen Kleider durchnäßt waren. Friedrich schien es nicht bemerkt zu haben. Er ließ sich ruhig entkleiden, dann — nachdem der dampfende Mocca gebracht war — mußte sich der Diener entfernen. Es war seit einiger Zeit eingeführt, den Kaffee, als Mittel den Schlaf zu vertreiben, anzuwenden. Friedrich wollte zu jener Zeit seine Nachtruhe auf die kleinste Zeit beschränken, um so länger zu leben und zu wirken als ein anderer Sterblicher.

Er hatte einen Brief an Lenore von Wreech begonnen. Er wollte ihr die Ereignisse des vergangenen Abends mittheilen; er mußte sich mit ihr unterhalten.

Zuerst meldete er ihr die in der Sitzung der Bayardritter beschlossene Gesandtschaft an Voltaire; vor der geliebtesten Herzensfreundin gab es keine Heimlichkeiten; sie war ja sein besseres, edleres Selbst. Dann kam die Balletprobe an die Reihe. Er schrieb von der Menuett, die er mit seiner Gemahlin versucht hatte. Er lobte ihren Tanz; er malte diesen Theil seiner Schilderung mit großer Vorliebe aus. Welche Seltsamkeiten, die sich in dem Herzen und Kopfe desselben Menschen begegnen! Täuschte er sich selbst? Wollte er die Empfängerin seines Briefes täuschen? Nein — er

mußte wirklich den Vorzügen, welche die Kronprinzessin schmückten, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Wie sie das freuen wird, wenn sie es liest!“ dachte er im Schreiben und schrieb immer feuriger, schrieb als Dichter.

Ach! die Dichter schwärmen sich in ihre Gefühle hinein und am Ende sind's doch nur Täuschungen.

Jetzt kam die Scene mit dem unseligen Billetdoux. Er wollte muthig fortschreiben und gedachte auf Kosten der armen Thörin scherzen zu können. Da dröhnte es durch sein Inneres:

„Aber was mich aus der Handschrift anhauchte, war Dein eigenes, liebes Bild! Dich glaubte ich zu finden im fröstelnden Herbstwinde unter den Buchen! Nur Dir zog ich nach — Du, mein Stern! — Nur nach Dir sehne ich mich wund — nur Dein begehr' ich —“

Er warf die Feder weit von sich weg. Er fühlte, daß die reine Seele, an die der Brief gerichtet war, durch solche Geständnisse bitter verletzt wurde, aber dennoch lebten sie fort und fort in ihm und er war nur um desto unglücklicher, da er sie nicht zu bekämpfen, aber eben so wenig die Verhältnisse umzugestalten vermochte.

Nach einer Pause war er etwas ruhiger geworden; er nahm die Feder wieder zur Hand. Von dem was er nur gedacht, war nichts auf dem Papier vorhanden.

„Weil ich Dich, Du Theuere, mir stets gern nahe glaube,“ so fuhr er jetzt zu schreiben fort, „war ich schwach genug zu wähnen, Du säßest draußen in der dunkeln Laube und begehrtest mich zu sprechen. Ich weiß jetzt eigentlich selbst nicht wie es kam, daß ich die Züge für Deine Handschrift zu erkennen meinte, **Madame Elisabeth de Prusse** möge mir's gnädigst verzeihen!“

Er ließ die Feder abermals sinken. Diese Wendung brachte ihn mit einem Male wieder aus dem rechten Tone, in dem er das Abenteuer und dessen komisches Ende hatte malen wollen. Seine Aufregung, durch den Kaffee erhöht, hatte ihn um allen Schlaf gebracht. Er legte sich ins offene Fenster, horchte den fallenden Tropfen, sah die Ablösung kommen und endlich den grauen Herbstmorgen herandämmern. Sein Sinn umdüsterte sich; Katte's letzter, blutiger Morgen schwamm ihm vor der Seele. — —

Im Schloßhofe wurde es lebendig. Zwei Reisewagen wurden gepackt. Friedrich rief, um sich zu zerstreuen, einem vorübergehenden Bedienten zu:

„Für wen wird dort oben der Wagen gepackt?“

„Für den Baron von Keyserling!“ war die Antwort.

„Und der rechts?“

Der Bediente wußte es nicht und mußte hinlaufen.

„Es ist der Wagen der gnädigen Frau von Brandt,“ war die Antwort, als er zurückkam.

„Die Närrin thut recht daran!“ murmelte Friedrich vor sich hin. Er setzte sich dann wieder zum Schreibtisch und fing einigemale stets von Neuem an, aber der Brief blieb unvollendet und er wurde auch nie abgesandt.

Als es schon hoch tagte, regte sich lautes Leben in Rheinsberg. Keyserling fuhr rasselnd vom Schloßhof; Frau von Brandt folgte ihm bald. Sie hatte nur von der Morien Abschied genommen. Endlich war ein Kurier aus Berlin angelangt, der den Besuch des Königs ansagte. Es war der erste, den der Vater dem Sohne auf Rheinsberg abstattete.

Der Kammerdiener trat ein und übergab dem Kronprinzen ein rosafarbenes, von Moschus durchduftetes Billet. Es war die Hand vom vorigen Abend. Friedrich betrachtete die Züge.

„O mein guter Schreibmeister, mein wackerer Hilmar Curas!“ rief er aus, „wie Recht hattest du, deinen Unterricht zu preisen, der eine so feste, markige Schrift verheißt. Wie verflossen, verwischt ist hier Alles! diese Frauenzimmer machen ihre Buchstaben wie Nadelstiche, und Eine schreibt wie Alle! Wenn ich mich wieder einmal im Leben verliebe, soll meine Geliebte vor Allem nach Hilmar Curas'schen Vorschriften schreiben lernen, damit ein solches Quiproquo sich nicht mehr ereignen kann.“

Er hatte das Papier auf den Tisch geworfen, ohne es zu lesen, denn er dachte sich, was es enthalten würde. Er versprach ihr, sie bei der Kronprinzessin zu entschuldigen, und die Närrin nahm ihn nun beim Wort, so meinte er. Welchen Vorwand sollte er aber wählen? Weshalb die schnelle Entfernung? Wie kam er in das Vertrauen dieser Dame? Die Bagatelle, anscheinend so leicht, schien doch ihre Schwierigkeiten zu haben. Vielleicht gab sie ihm selbst ein Mittel an die Hand.

Er überwand die Abneigung und öffnete das Billet; da fiel's wie Schuppen von seinen Augen.

„Sie selbst habe der Kronprinzessin offenbart, daß ein unseliges Verhängniß sie von hinnen treibe, und ihre Freundin Morien werde dieses Abschiedschreiben übergeben,“ dies enthielt das Billet, „den Prinzen aber flehe sie um Verschwiegenheit“ —

Er las nicht weiter, ging zum Schreibtisch, und das, was er

während der Nacht geschrieben, flog zugleich mit der rosafarbenen, moschusduftenden Sendung in die Flamme des Kamins.

An diesem Morgen und noch viele Morgen später zog aber der kleinen Morien, genannt le tourbillon, das Wort durch den Sinn:

„Oh! qu'il est pédant!" und dann setzte sie in Gedanken hinzu: „was mag sie wohl gerade beim Abschiede damit haben sagen wollen?"

Die plötzliche Abreise der Frau von Brandt ward nur wenig bemerkt, noch weniger besprochen, und gab zu gar keinem Gerede Anlaß. Es hieß, ihr Gatte habe sie in die Garnison zurückberufen. Ein Loos, das sich Officiersfrauen gefallen lassen müssen, wie alle Welt weiß.

17.

Der Blick, der sich uns — wenn gleich nur oberflächlich — in das Leben am Hofe zu Rheinsberg hier eröffnete, zeigte uns nur zum Theil die Elemente, die es zusammensetzten.

Es sollte hier der Vorhang nur so weit gelichtet werden, um einige Gruppen des reichen Gemäldes zu überschauen und die hervorragendsten Figuren ins Auge zu fassen. Was sich im engern und weitern Kreise um diese bewegte, die ernsten Forschungen im Reiche der Wissenschaft, die versuchten Lösungen der wichtigsten Fragen im Gebiete der Philosophie, so wie die angestrengte Beschäftigung zur Ergründung und Ausbildung der praktischen Seite des Lebens die sich ersichtlich in dem verbesserten Zustand der lieblichen Besitzung kundgab, Alles dies darf in diesem Rahmen nur angedeutet werden.

Der eben begonnene Herbsttag führte für den fürstlichen Bewohner von Rheinsberg einen wichtigen Lebensmoment herbei. Die vergangene Nacht, um deren stille Ruhe das tragikomische Mißverständniß den Kronprinzen gebracht hatte, war mit ihren sichtbaren Spuren noch nicht von seiner Stirne verschwunden, und er ging im unbehaglichsten Gefühle in seinem Kabinete umher, diese und jene Lectüre beginnend, dies und das zur Hand nehmend. Selbst das Anschauen der Züge Voltaire's, die hoch über seinem Schreibtisch auf ihn herabsahen und den Gedanken an die fröhliche Sendung belebten, die Keyserling nun schon angetreten hatte, war nicht im Stande, die frostige Stimmung Friedrichs gänzlich zu bewältigen.

Ein lautes Bellen und ein hereinsprengendes Pferd zogen plötzlich seine Aufmerksamkeit an das Fenster, um in den Hof zu blicken. Eversmann, der Kammerdiener des Königs, war's, der vorausgeritten kam, um seinen Herrn anzumelden, der ihm auf dem Fuße folgte. Jetzt erst fiel dem Kronprinzen die Nothwendigkeit schwer auf's Herz, daß er sich in die gehörige Verfassung zu setzen habe, um seinen Vater zu empfangen.

Kaum war er mit der eiligen Toilette zu Ende, so mußte er sich auch schon zur großen Rampe hinab verfügen, wo der König und die Königin so eben vorfuhren.

Friedrich Wilhelm blieb, während der Kronprinz seine Mutter ins Schloß führte, noch eine Weile unter dem Portale stehen und blickte, das lange spanische Rohr in die Seite gestemmt, wohlgefällig auf Gebäude und Gärten, die ringumher zerstreut lagen und in ihrer Ordnung und Reinlichkeit ein stummes Lob dem Besitzer darbrachten. Er nickte verschiedentlich mit dem Kopfe und sagte dann zu Grumbkow, der ihn begleitete: „Das Alles steht recht schön aus; der Fritze scheint was von der Wirthschaft zu verstehen; hätte mir's nicht vorgestellt."

Des Königs gute Laune wirkte mächtig auf seine Umgebung; sie ist bei jedem Großen dieser Erde der belebende Sonnenstrahl, der zauberhaft wirkt, um wie viel mehr bei einem Fürsten, dessen rasches und oft finsteres Wesen stets zu den peinlichsten Besorgnissen Veranlassung gab.

Friedrich hatte schon mehrmals Manches von den Erzeugnissen seiner gut bestellten Gewächshäuser nach Berlin gesandt, und die hier gezogenen kleinen afrikanischen Netzmelonen, so wie frühreife Pfirsiche und Trauben waren an der Königlichen Tafel mit großem Wohlgefallen aufgenommen worden; der Vater pflegte dann vor seinen Gästen mit einigem Behagen zu bemerken, daß ihm diese Delicatesse von seinem lieben Sohne gespendet worden wäre. Eben so prangten nicht selten in Berlin und Potsdam bei festlichen Gelegenheiten große Karpfen und Aale, von ausgezeichnetem Geschmack, die der See und der Rhyn bei Rheinsberg geliefert hatten. Auch besonders fette Schinken, Würste, Hammelrippen von seltener Zärte und feinem Geschmack, die Folge der trefflichen öconomischen Verbesserungen, die der Kronprinz auf seinem Gute vornahm, wurden in die Küche des Königs gesandt und ermangelten dann niemals die höchste Aufmerksamkeit zu erlangen. Jetzt wollte der gute Vater einmal Alles dies an der Quelle selbst in Augenschein nehmen und

sich an der weisen Einrichtung des jungen Haushalts erlaben und erfreuen.

Friedrich war darauf vorbereitet, und die ihm dadurch bereitete Zerstreuung erschien ihm willkommen.

Wir sehen ihn heute die liebgewordene Gewohnheit meiden und sich in die Region des gemeinen Lebens hinabbegeben, die er sonst nicht zu betreten pflegte. Die Bibliothek, Voltaire's Bild, die Flöte, die Lieblingserholungen früher Morgenstunden, werden gemieden, und dafür Stall und Wiese und Glashaus aufgesucht und die Gegenstände darin gezeigt und erklärt. Aber es geschieht an der Seite eines hochverehrten Vaters, und die Rede fließt schnell von den Lippen, und die Zufriedenheit, die sie in dem Hörer erzeugt, theilt sich auf wunderbare Weise dem Gemüthe des Sprechenden mit und erfüllt ihn mit einer wunderbaren Begeisterung.

Nachdem das, was der König hier sah und hörte, seine gute Laune zum Höchsten gesteigert hatte, kehrte er an der Seite seines Sohnes ins Schloß zurück, wo die Damen sie bereits erwarteten. Friedrich Wilhelm umarmte die junge Schwiegertochter, als sie schüchtern seine Hand ergreifen wollte, um sie an die Lippen zu drücken. Er sah ihr dann lang und zutraulich in die hellen, schönen Augen, und als sie sie nicht niederschlug, sondern seinen Blick lächelnd erwiderte, so nahm er sie bei der Hand, tätschelte mit der seinigen ganz vertraulich darauf und sprach die Worte, mit leiser, gerührter Stimme: „Ich bin auch hier zufrieden.“

Man setzte sich zum Frühstück, außer der Familie war Niemand zugegen, der Hofstaat war entfernt gehalten.

„Ich will nun aber auch deine Gesellschaft kennen lernen, Fritzchen,“ fing der König an, „ich weiß ja, daß du hier nicht nur ganz allein mit deiner Frau die Tage zubringst. Alles, was ich hier sehe, erfreut mich in so hohem Grade, daß ich mir einbilde, deine Umgebung trage dazu nicht wenig bei, und deßhalb hege ich den Wunsch, sie mir vorstellen zu lassen.“

„Ich wartete nur auf die Erlaubniß hiezu, mein gnädigster Vater,“ erwiderte der Kronprinz. „Es sind diejenigen Personen, welche Eure Majestät zu unserm Hofstaate designirt haben und noch einige wenige Herren und Damen, welche durch ihre Neigung und ihre Anhänglichkeit an meine Person, so wie an die meiner Gattin, diesen stillen Aufenthalt mit uns theilen wollten. Leute von keiner großen Bedeutung in den Augen Eurer Majestät, allein von guter Gesinnung und von mannichfachen Vorzügen und Talenten. Ich würde es nicht gewagt haben, ihrer in meines gnädigsten Vaters

Gegenwart zu erwähnen, da Alles, was hier ist und was sich um uns zuträgt, zu sehr den Stempel des Einfachen trägt, als daß es im Stande wäre, außerhalb dieses Bereiches für sich einzunehmen. Mein Haus ist kein Ort, wo man sich mit Geräusch vergnügen könnte; aber ich denke, daß Ruhe, ländliche Stille und innere Sammlung dem Forschen nach Wahrheit förderlicher sind, als rauschende und leichtfertige Vergnügungen der Weltlust. Ich habe mich nie so glücklich gefühlt, als seitdem ich hier lebe."

Der König hörte auch diese Worte gern an und ließ es an kernigen Lobsprüchen von seiner Seite nicht fehlen, allein Friedrich betheuerte, daß Alles das, was in seiner kleinen Wirthschaft des Lobes werth sei, nur seinen Ursprung den großen Lehren verdanke, die er aus dem Administrationsgenie seines erlauchten Vaters gezogen. Er halte es für seine erste Pflicht, im Kleinen wie im Großen, der treuen Unverdrossenheit des weisen, ökonomischen und in seiner Consequenz wahrhaft großartigen Monarchen für immer nachzustreben.

Des Königs Zufriedenheit wuchs mit jeder Sylbe, die er vernahm: „Ich freue mich innigst," sagte er, „daß Gott mir einen so würdigen Sohn gegeben. Ich sehe es, mein Fritzchen, daß die Wissenschaften zu was gute sind, sie mildern unsere angeborenen heftigen Triebe und die Sitten nehmen von ihrem stillen Ernst einen äußerst lieblichen Charakter an, so mir wahrlich wohlgefällt. Ich sehe es kommen, daß Deine Zeit eine andere sein wird, als die meinige und Deine Pflicht wird es sein, ihr ein Genüge zu leisten. Ich will mich nicht mehr widersetzen dem, was Du vorhast, es geschieht im neuen Geiste, der nach mir sein wird."

Diese Milde überraschte den Sohn. So hatte sich Friedrich Wilhelm noch nie geäußert.

„Ich fühle die Gesinnungen der kindlichen Liebe sich in mir verdoppeln," rief Friedrich begeistert aus, indem er seines Vaters Hand an die Lippen drückte. „Diese schönen Ansichten waren mir bis jetzt verborgen geblieben! Ich bin so entzückt, daß ich meine Freude nicht länger zurückhalten kann!"

Unter solchen gegenseitigen Aeußerungen ging das Frühstück zu Ende. Friedrich hatte seinen Vater zu Ehren Rheinwein geben lassen, den er selbst niemals trank, und der König erhob den gefüllten Römer und trank herzhaft auf die Gesundheit seiner geliebten Kinder. So wohl war es ihm im Kreise seiner Familie noch nie geworden, und das Unerwartete einer solchen Scene, wirkte desto mächtiger auf ihn ein. Wohin er den Blick wandte, lachte

ihm Zufriedenheit und Gesundheit entgegen, kein Mißtrauen mehr, nirgends die kränkelnde Farbe des Mißbehagens, die etwas im Hinterhalte barg, um in dem nächsten Augenblicke sich hinzuzudrängen und jeden schönen Eindruck der Gegenwart zu verwischen. Selbst die Königin war von der Stimmung ihres Gatten ergriffen und verweilte mit Wohlgefallen in dieser reizenden Behausung eines schönen und edeln Waltens.

Der leise Kummer, der das Verhältniß der jungen Gatten zuweilen trübte, entwich vor der Sonne der Freude, die jetzt um sie strahlte; Friedrich fühlte, daß Elisabeths Tugenden den aufrichtigen Zoll seiner Verehrung erheischten und sie schien ja nicht mehr als dieses von ihm zu verlangen. Ihre Blicke sagten sich dies vor dem Angesichte der Eltern und diese lasen mehr darin zu ihrem Glücke.

Man verfügte sich nach dem Empfangsaal, wo die Majestäten ihre Cour abhalten wollten. Grumbkow näherte sich händereibend und mit den Augen fragend dem Könige.

„Das hat Er gut gemacht!“ sprach der König leise zu ihm, „ich finde die jungen Leute gehörig ineinander vergafft und Alles, was ich hier sehe, deutet auf Glück.“

Die hoffähigen Herren und Damen wurden vorgestellt. Einen vermißte der König.

„Wo ist der Pöllnitz?“ fragte er. „Ich glaubte ihn in Deiner Gesellschaft.“

Man berichtete, daß der alte Höfling nach Wusterhausen aufgebrochen sei, um sich, dem königlichen Befehle gemäß, dem Jagdzuge anzuschließen.

„Ich wollte heute jagen, 's ist wahr!“ rief der König lachend, „nun da kann der Pöllnitz warten bis ich zurückkomme. Hier gefällt mir's so wohl, daß ich gar nicht weg möchte.“

Nachdem die Cour beendigt war und die Majestäten sehr gnädig sich mit den anwesenden Damen und Kavalieren unterhalten hatten, verfügten sie sich zu den Sehenswürdigkeiten des Schlosses und bewunderten die großen Malereien, mit denen Pesne, als Meister seiner Kunst, die Räume geschmückt hatte, so wie des Herrn von Knobelsdorf's trefflich geleitete Anordnung und Ausführung des Ganzen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die übrigen Personen in die Nähe des Monarchen zugelassen, die, der Etikette nach, von der Cour ausgeschlossen worden waren, und Friedrich Wilhelm ließ es sich gefallen, die sonderbare Mischung anzustaunen, die sein geistreicher, von ihm noch nicht ganz be-

griffener Sohn hier als seine nächste Umgebung um sich versammelt hatte.

Nächst den Künstlern der Kronprinzlichen Kapelle, die ihren bestimmten Wirkungskreis auszufüllen hatten, erblickten wir jetzt noch so Manchen, den wir in seiner Function bei der Balletprobe übersahen und dessen eigentliches Geschäft nicht leicht zu ermitteln war. Hier sehen wir einen schönen, hohen Jüngling, mit feingebogener Nase, und großem feuersprühenden Auge, das sogleich den Ausländer verräth. Er weiß sich im Deutschen nicht auszudrücken und auch dem Französischen, das er spricht, fehlt der landesübliche Accent. Es ist Francesco Algarotti, der Sohn eines reichen Kaufherrn in Venedig, der mit den Schiffen seines Vaters nach fremden Küsten gesteuert war, und jetzt eben aus England zurückkehrte, wohin er Lord Baltimore begleitet hatte. Der Ruf des Kronprinzen von Preußen lockte den liebenswürdigen Abenteurer nach Rheinsberg und hier befestigte sich das Band zwischen diesen beiden jungen, strebenden Geistern nicht nur für's Leben, sondern noch darüber hinaus, wie das schöne Denkmal beweist, welches Friedrich als König, seinem in Pisa gestorbenen Freunde im dortigen Campo santo setzen ließ. Hier in Rheinsberg war Algarotti der Beiname des Schwans von Padua zugelegt worden, unter welchem er aber wie natürlich jetzt nicht Seiner Königlichen Majestät von Preußen genannt werden konnte.

Neben Algarotti steht der bleiche junge Mann, den wir schon bei der gestrigen Balletprobe bemerkten, der junge Bielefeld aus Hamburg, voller Geist und Kenntnisse, der zum ersten Male das Glück hat, einem Könige gegenüber zu stehen und auf eine Frage aus seinem Munde zu antworten.

Der dort sich fast verbergend, so schüchtern im Hintergrunde weilt, scheint nicht so fremd diesem Kreise zu sein, denn kaum hat ihn der König wahrgenommen, so macht er ein Paar Schritte nach ihm hin und ruft mit heiterm Gruße:

„Ei, ist Er auch da? das ist ja schön! bringt Er der Kronprinzeß Neues von der Braunschweiger Messe?“

Der sich bis auf die Erde Verneigende war der junge Gotzkowski aus Berlin, dessen Vater damals das eleganteste Modegeschäft besaß und alle Lieferungen für den Hof besorgte. Auch der Kronprinz sah es gern, wenn er sich bei der Heimreise von den Messen, in Rheinsberg einige Tage wohl sein ließ, um theils seine mitgebrachten Neuigkeiten zu durchmustern und davon zu kaufen, theils mit dem jungen, verständigen und gewandten Kaufmanne über

allerlei Verbesserungen und Einrichtungen zu sprechen, die für Preußens Handel ersprießlich werden könnten.

Obgleich von dem Ballet nicht die Rede sein durfte, denn bis zu dieser Höhe würde sich Friedrich Wilhelms Nachgiebigkeit sicher nicht verstiegen haben, so waren doch Anstalten zu einem Concerte gemacht in dem Friedrich eine Composition seines Lehrers Quanz in Gegenwart seiner Mutter vortrug. Um den König zufrieden zu stellen war in einem geräumigen, aber einfachen Zimmer des Erdgeschosses für Bier und Pfeife gesorgt worden, und dort versammelte sich ein kleiner Kreis von älteren Herren um den beglückten Monarchen. Wir bemerken darunter den alten Ingenieurmajor Senning, der einst des Kronprinzen Lehrer in den Kriegswissenschaften gewesen war und seit dem flandrischen Kriege, mit seinem Stelzfuße an der Krücke hinkte, den ächtdeutschen biderben Major von Stille und den Hauptmann von Fouqué. Der glatte Grumbkow, dem Alles daran lag in Rheinsberg Fuß zu gewinnen, und der es schon dahin gebracht hatte, daß Friedrich ihn nicht anders, als seinen „lieben Cassuben" nannte, weil er von der Pommerschen Küste, dem Wohnsitze der Cassuben, stammte, war beim Concerte anwesend, um seines gnädigen Herrn — des Kronprinzen — Flötenspiel zu bewundern.

So ändern sich Zeiten und Umstände.

Nach einem froh verlebten Tag brach der König mit freudig gerührtem Herzen von Rheinsberg auf. Alles was er hier gesehen und erfahren, hatte ihn zur reinsten Milde gestimmt.

Als die Herrschaften unter das Portal, auf die Rampe, hinausgetreten waren, erglühete die Gegend in Feuer. Vom blauen Nachthimmel strömten Mond und Sterne ihr wonniges Licht und rings im Hofe, so wie in der neu angepflanzten Allee, welche die Straße einfaßte, loderten, so weit das Auge reichte, Pechpfannen und Kränze. Die Piqueurs hielten zu Pferde vor den ungeduldigen Rossen des königlichen Wagens, die in den Gebissen knirschten und gischten und aus den dunkelrothen Fackeln stieg dicker Qualm empor und die ganze Luft erfüllte ein starkriechender Dampf.

Da nahm der königliche Vater den Hut ab und dankte entblößten Hauptes mit gerührten Worten seinen lieben Kindern für die freundliche Bewirthung, die er unter ihrem Dache gefunden.

Man hörte es diesen Worten an, die aus dem innersten Herzen kamen, daß der edle Mann einen Moment seines Lebens erreicht hatte, von wo er seine hoffnungsreichen Blicke weit aussenden

konnte, in die fernste Zukunft, um sie befriedigt wieder nach sich zurückzulenken.

„Um auch Dir an den heutigen Tag ein Angedenken zu hinterlassen,“ sprach der König, ehe er in den Wagen stieg, „schenke ich Dir das Trakehner Gestüt, das Dir bei unserer letzten Reise in Litthauen so wohlgefiel. Ich weiß, daß es Dir Freude macht. Und nun Adjes, Fritzchen!“

Der Kronprinz vermochte kaum seinen Dank auszudrücken.

Die Piqueurs sprengten voraus und die königlichen Wagen rollten vom Hofe; Friedrich und seine Gemahlin blickten noch lange den sich fortbewegenden Flammen nach, bevor sie sich ins Schloß zurückbegaben; dann nahmen sie herzlichen Abschied von einander, ehe sie sich in ihre Gemächer zurückzogen.

Erst mit sich selbst allein erwog Friedrich die Wohlthat des väterlichen Geschenks. Trakehnen verdoppelte seine Einkünfte und überhob ihn plötzlich vielen Geldverlegenheiten, die ihn immer noch bedrängten. Die mannichfachen Erlebnisse und die schlaflos hingebrachte Nacht forderten jedoch bald ihr Recht und ein sanfter Schlummer senkte sich auf die Augen des Glücklichen, der alle Mißverhältnisse seines Jugendlebens vor der siegenden Gewalt seines Geistes sich ebnen sah.

18.

Aus den Genüssen des stillen, friedlichen Rheinsberg wird Friedrich jedoch bald zum stürmischen, lauten Leben berufen. Polens Krone war erledigt und die neue Wahl sollte erst durch die Waffen der europäischen Mächte ihre feste Bestimmung erhalten. Zwischen dem sächsischen Hause und dem polnischen Könige Stanislaus Leszinski, der nach seiner Abdankung bei seinem Schwiegersohne Ludwig XV. lebte und, jede neue Wahl bestreitend, seine alten Rechte geltend machen wollte, schwebte die Wage. Auf des alten Königs Seite war mit Frankreich auch Sardinien und Spanien, gegen ihn und seine Ansprüche standen Rußland, Oestreich und das deutsche Reich.

Mit dem Feuer eines jugendlichen Helden ergriff Friedrich diese Gelegenheit, den Krieg in der Nähe kennen zu lernen. Er riß sich aus seiner weichlichen Umgebung, sagte seinen freundlichen Gewohnheiten Lebewohl und zog, von ältern, bewährten Offizieren begleitet, die des Vaters Vorsorge ihm mitgab, in das Haupt-

quartier des berühmten Feldherrn, der die Reichsarmee commandirte, welche zum Entsatz vor Philippsburg lag.

Beim Abschiede hatte der König seinem Sohne eingeschärft: „Er hoffe, daß er sich so aufführen werde, wie es einem Prinzen aus altem Brandenburg'schen Geblüte und einem ehrlichen, braven und rechtschaffenen Soldaten gehöret und gebühret, dabei auch in allen Stücken ein gutes Comportement und gewissenhaft irreprochable Conduite bezeugen, so, daß solche andern jungen Leuten zum Muster und Exempel dienen könne."

Mit diesem Segen zog der Kronprinz fort an der Spitze von zehntausend Kriegern, die vor allen andern Truppen im vollständigsten Besitze des Ruhmes waren. In eiligen Märschen ging es nach dem Süden, dem Rheine zu. Ueberall wurde dem jugendlichen Führer wie seiner Mannschaft die aufrichtigste Bewunderung gezollt, wenn gleich die Letztere, nach damaligem soldatischem Gebrauche, sich manche Unbill gegen die friedlichen Bewohner der Gauen, durch die der Marsch ging, zu Schulden kommen ließ. Trotz der tüchtigsten Mannszucht konnte diesem Uebel nicht gesteuert werden. —

Unter seinem Zelte saß der greise, volksthümlich gewordene Held, „Prinz Eugenius," beim Frühstücke, von seinen Generalen umgeben, und die Bande spielte so eben das bekannte Triumphlied, das seine Thaten verherrlichte und den Ruhm des edlen Ritters vom eisernen Thor bis zu den Ufern des Rheins hintrug, als mehre Reiter in fremder glänzender Uniform in einiger Entfernung von ihren Thieren sprangen und sich mit schnellen Schritten den unter dem Zelte Sitzenden näherten.

Mit ehrfurchtsvollem Gruße nahete sich der jüngste der Fremden und ohne an irgend Jemand eine Frage zu richten, ging er rasch auf den Prinzen Eugen zu und sprach mit einem bezaubernden Tone der Bescheidenheit:

„Erlauben Sie mir, Hoheit, daß ich zusehen darf, wie ein Held Lorbeeren sammelt!"

Lächelnd erhob sich der Prinz; in seinem gebräunten, von den Jahren und Mühen stark durchfurchten Antlitze leuchtete eine herzliche Gutmüthigkeit, und die kleinen Augen funkelten so recht italienisch zu beiden Seiten der stark gebogenen Nase. Er schüttelte ablehnend den Kopf, den eine große Perücke deckte, auf der ein kleiner Tressenhut schwebte, und diesen mit einer Hand lüftend, reichte er die andere dem jungen Offizier, der sich ihm mit so einschmeichelnder Rede genahet hatte, und räumte ihm den Platz an

seiner Seite ein. Das freie und doch so fein ausgebildete Benehmen des jugendlichen Kronprinzen von Preußen hatte sogleich die größte Aufmerksamkeit in der nächsten Umgebung des Feldherrn erregt; als er aber nun, das volle Champagnerglas in die Hand nehmend, auf das Wohl des Prinzen Eugen von Savoyen den ersten Trunk that, da erregte sein Benehmen Begeisterung und ein lautdonnerndes Hoch theilte sich den Lüften mit, die es von Zelt zu Zelt im weitesten Umkreise des Lagers zu wiederholen schienen.

Noch war es aber nicht verhallt, als ernstere, gewichtigere Töne gleichsam den Grundbaß zu dieser Freudenmelodie anstimmen. Es waren die Geschütze des Feindes, welche so eben zu spielen begannen. Wie glühete da Friedrichs Antlitz! Zum erstenmale in seinem Leben vernahm er den Donner feindlicher Geschütze; wie so anders erklang das in seinen Ohren, als jener Kanonenschall, der ihm bis jetzt nur bei freudigen Festen getönt hatte oder bei den Scheingefechten friedlicher Manöver.

Nur wenige Wochen währte dieser Feldzug. Friedrich hatte weder Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen, noch seine kriegerischen Talente zu bewähren. Nur Eines konnte er zeigen: daß ihm ein Muth inwohne, der ihn über jede noch so augenscheinliche Gefahr hinwegzuheben vermag und der seine Verbündeten schon jetzt mit hoher Achtung erfüllte.

Beim Recognosciren, von den weißen östreichschen Offizieren begleitet, deren weithin leuchtende Uniform die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog, verfolgte ihn ein heftiger Kugelregen. Vergebens macht die Begleitung Miene zum schnelleren Ritte; der Kronprinz von Preußen beharrt in seinem ruhigen Schritt, wie bei seiner gleichmäßigen Unterhaltung; kein Augenzucken wird an ihm sichtbar und nicht einmal der Faden seiner Rede unterbrochen, als links und rechts das Krachen zerschmetterter Bäume genugsam bemerklich macht, wie gut die Feinde zielen und wie nahe ihre Kugeln treffen. Diese Vermessenheit war gegen den Befehl des Königs, der jedes Bloßstellen der Person dem Kronprinzen streng untersagt und ihm deshalb geboten hatte, sich stets in der nächsten Umgebung des Prinzen Eugen aufzuhalten, wohl meinend, daß dieser alte und erfahrene Kriegsheld, der sich selbst darin gefiel, auf den verdienten Lorbeeren auszuruhen, sich nicht ohne Noth augenscheinlicher Gefahr aussetzen würde.

Allein in Friedrich war ein anderer Geist mächtig. Bald hatte er an der Unthätigkeit der Oestreicher die Unfähigkeit des Feldherrn erkannt, der, wie ein alter Schauspieler, im Wonnegefühl

früherer Siege, eine fast lächerliche Rolle spielte, sich an barockem militärischen Gepränge ergötzte und sich auf kokette Weise den Hof machen ließ. Friedrich mochte sich auf die Länge nicht dazu verstehen und protestirte gegen diese Anmaßungen durch energische That, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot.

Das oft aufgespielte und von den wachtthuenden Soldaten auch wohl gesungene Lied:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,“

war das einzige, was daran erinnerte, daß man eine welthistorische Person im Lager hatte. Diese Sitte, den Helden Loblieder im populären Ton in ihrer Gegenwart vorzusingen, die von den alten Landsknechten herstammte, wie wir noch aus dem Leben Georgs von Frondsberg und anderer berühmter Führer erfahren, ist jetzt ganz erloschen. Kein Körner'sches Lied ist dies aber zu ersetzen im Stande und tönte es noch so schön; ein altes „Vorwärtslied“ wurde vergeblich zu hören gesucht im letzten Kriege, und doch hätte es dem alten Marschall und seinen Getreuen noch besser behagt, als viele andere, die gesungen wurden. Unter Friedrichs späteren Soldaten galt der Gebrauch allgemein, und noch lange nach dem siebenjährigen Kriege erscholl das Lied:

„Glückseliger Schwerin!“

unter feierlichem Trommelwirbel von den Bänken aller Wachthäuser.

Die Muße oder besser gesagt die Langeweile des Lagers vertrieb der Kronprinz mit Schreiben an seine fernen Freunde. Auch empfing er häufig ihre Briefe. Keyserling-Cäsarion war von Cirey, dem Orte von Voltaire's Zurückgezogenheit, im Lager vor Philippsburg eingetroffen, um seinem Freunde über die Aufnahme, die er genossen, persönlich Bericht abzustatten.

Er wußte nicht genug die galante Art und Weise der Marquise du Chatelet zu preisen, die ihn ganz so, wie es dem Abgesandten eines mächtigen Fürsten geziemte, empfangen hatte. Auch Voltaire hatte sich sehr gerührt von der Aufmerksamkeit gezeigt. Friedrich konnte sich nicht satt an diesen Schilderungen hören. Jede Kleinigkeit war ihm von Werth. Aber dennoch verstimmte es ihn, daß Voltaire jede Einladung, nach Rheinsberg zu kommen, hartnäckig ablehnte. Er konnte es nicht unterlassen, ihm auf liebenswürdige Weise die schmeichelhaftesten Vorwürfe darüber zu machen.

Die Hoffnung, ihn zu sehen, mußte einer spätern Zeit vorbehalten bleiben. —

So verrannen Wochen im Lager, ohne daß es zu einer kriegerischen That gekommen wäre. Auch der König von Preußen erschien endlich; aber in leidender Gesundheit. Es mahnte ihn zum baldigen Aufbruche, um in seine Staaten zurückzukehren.

Zum Schlusse hatten die Deutschen den Verdruß, zu sehen, daß Philippsburg unter ihren Augen von den Franzosen genommen wurde, und Lothringen war nun für immer von Deutschland losgerissen.

Auf Friedrichs Gemüth machte diese Erfahrung den bittersten Eindruck, allein ein anderer wurzelte fester. Er war durch das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit erzeugt worden neben dem schwachen, befreundeten Heerführer und seinen Soldaten, in denen Geist und Energie um des leeren Formenwesens willen untergegangen war.

„Wie, wenn wir einst nicht mit einander im Felde stünden, sondern uns gegenüber?“ mußte der Kronprinz von Preußen denken. „Wem fielen die Würfel dann?“

Und große, erfolgreiche Gedanken wogten herauf in dem jugendlichen Geiste.

Die Mannschaft begab sich auf dem kürzesten Wege nach Hause. Der König bewegte sich in langsamen Tagerouten, weil seine Leiden zu schmerzhaft waren. Friedrich eilte, von Keyserling begleitet, voran.

Man berichtet zwar, daß er in tiefem Incognito das französische Lager besucht haben soll, um seine stets rege Wißbegierde zu befriedigen, allein dieser Besuch fand erst Statt, als er schon den Thron bestiegen hatte. Da begab er sich unter dem Namen eines Grafen du Four nach Strasburg, mischte sich unter die Besucher eines renommirten Kaffeehauses, knüpfte mit mehren Offizieren geistreiche Unterhaltungen an und lud sie dann zum Souper ein. Erst am Tage darauf erkannte ihn ein Soldat auf der Parade, der früher in Preußischen Diensten gestanden hatte, und auf das ließ ihn der Marschall von Broglie zur Tafel bitten. Der Zug ist bekannt geworden, daß Friedrich, als ihn der Marschall wie in der Zerstreuung „Sire, Monsieur le Comte!“ anredete, gesagt haben soll: „Broglie ist ein Narr, entweder darf er in mir nur den Grafen du Four sehen, oder er muß mir die meinem Range gebührenden Ehren erzeigen!“ —

19.

Es war eine finstre Nacht, als in den tief ausgefahrenen Hohlwegen, die sich an der Gränze des obersächsischen und fränkischen Kreises durch die Waldgebirge schlängelten, eine leichte Reisekalesche, von vier Pferden bespannt, sich mühsam fortschleppen ließ. In einiger Entfernung folgte ein Packwagen, neben dem fluchend und die Pferde antreibend, verschiedene Leute gingen, die augenscheinlich in Diensten des Reisenden standen, der sich in der Kalesche befand.

Man wußte nicht mehr, wo man sich befand; kein Compaß war im Stande, in dieser nächtlichen Oede, bei dieser totalen Finsterniß, den lichten Stern zu entdecken, der den Ort bezeichnet hätte, nach dem man steuern sollte. Ein Chaos von Hügeln, Felsen und Bäumen; ein Labyrinth von gleichen, sich durchkreuzenden Wegen, die sich nur durch ein mattes Leuchten ihres Schmutzes und der stehenden Pfützen zu beiden Seiten zu erkennen gaben. Mißmuthig, in seinen Mantel gehüllt, saß der Reisende in die Ecke der Kalesche gedrückt, ohne ein Wort mit seinem Begleiter zu wechseln; nur das schwere Keuchen der Pferde und das Geschrei ihrer Treiber, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte, störte die Stille.

Jetzt bemerkte man plötzlich, seitwärts auf einer Höhe, den Schimmer eines Lichts durch Gesträuch hervorbrechend. Die Hoffnung, daß man hier wenigstens bis zum Tagesanbruch würde verweilen können, begann die Reisenden zu beleben.

Daß man von der eigentlichen Straße abgekommen, war gewiß, und die Postillons bekannten es, indem sie äußerten, sich dieses Hauses auf der Höhe nicht entsinnen zu können.

„Das ist am Ende irgend ein Spuk," sagte vor sich hin der vom Packwagen herbeigekommene Kammerdiener, der jetzt zur Seite der Kalesche schritt, als diese einen hohen Berg, in der Richtung des Lichtschimmers, hinanzufahren begann.

„Und wenn es des Teufels Lustschloß wäre," sprach einer der Reisenden verdrießlich, „so soll es mir angenehmer sein, bei ihm zu übernachten, als mich hier länger in der Finsterniß herumstoßen zu lassen!"

„Brr!" brummte, wie zusammenschauernd, der Andere in der Kalesche. „Mir kommt's wahrhaftig gar nicht geheuer vor!"

Unterdessen trieben die Postillons vereint die Pferde des vor-

dern Reisewagens an und die Bedienten gingen zu beiden Seiten, um ihn vor dem Umwerfen zu bewahren, welches bei dem bedrohlichen Wege alle Augenblicke zu befürchten stand. So war man, hin und her zerrüttelt, wohl eine halbe Stunde immer aufwärts gezogen, als man sich am Rande eines tiefen Grabens sah, über den eine Brücke führte. Zu gleicher Zeit erblickte man aber einen stattlichen, hohen Bau vor sich, aus dessen unterem Stockwerke ein freundlicher Schein sich ergoß, der bis in weite Ferne den armen Pilgern als Leitstern gedient hatte, und der — wie es sich nun deutlich zeigte — von einem großen Flackerfeuer herrührte, das auf dem Heerde angezündet war.

„Gottlob!“ riefen Postillone und Bediente wie aus einem Munde.

„Da scheint's hoch herzugehen!“ rief fröhlich einer der Reisenden, „wir werden wenigstens nicht verhungern, wie mir scheint.“

„Wenn die Aussicht zur Ruhe eben so erfreulich ist, wie die zum Nachtessen,“ erwiderte der Andere mit einem Tone, der den freundlichen Eindruck, den das Ende des Abenteuers auf ihn machte, leicht verrieth, „so will ich zufrieden sein. Nun?“ rief er dann seinem Gefährten zu, „was meinst Du jetzt, Cäsarion? Kommt Dir's noch immer nicht geheuer vor und meinst Du, daß diese Felsenburg irgend ein Oger bewohne, dem's nach unserm Fleische gelüstet und der das Feuer angezündet hat, um aus unsern magern Körpern sich eine Suppe zu bereiten?“

Die Wagen polterten auf dem Gebälk der Brücke, und im innern Hofe des Baues wurden jetzt die Hunde vernehmlich. Bald sprengten sie auch von verschiedener Größe den Ankommenden entgegen. Zuerst ein ungeheuerer Hofhund von weißer Farbe, dann ein Paar schwarze Jagdhunde, zuletzt die Teckel und Spitze mit feinerem Geklaff; alle umsprangen neugierig und ohne alle feindselige Absicht Wagen, Pferde und Menschen, und man sah sogleich, das hier ein ächter Jägersmann hause, der nicht blos Hunde hielt nach Lust und Laune, sondern es auch verstand, ihnen manierliche Sitten einzuschärfen.

Durch ein hohes Thor rasselte man jetzt in den gepflasterten Hof. Ein alter Bedienter in grüner, ländlicher Jacke stand, mit erhobenem Arme eine Kerze haltend, und mit der andern Hand ihre Flamme vor dem Zugwinde schirmend, vor die Thür, dem ankommenden Abenteuer in die Augen zu leuchten. Als die Pferde standen, gab er das Licht einem kleinen Jungen zu halten und stieg langsam die hohe Steintreppe hinab, über welcher sich wohl im

Sommer ein schönes Laubdach wölben mochte, um nach dem Begehren der Reisenden zu fragen.

„Konnt' mir's wohl denken!“ sprach er dann, als ihm der Zufall geschildert worden war, der die Karavane hieher verschlagen hatte; „die Wege sind schlecht und die Nacht ist finster; Sie sind so sehr umgefahren, daß Sie wohl erst in einer Stunde die rechte Straße, die Sie zur Station bringt, wiederfinden. Dazu aber muß es Tag sein, denn bei der Nacht könnte Ihnen wohl noch Unglück begegnen.“

Dies gesagt, öffnete er den Wagen, und reichte den Fremden die Hand.

„Die gnädige Herrschaft ist auf solchen Besuch zwar nicht eben vorbereitet,“ sprach er, „allein wir dürfen ihn dennoch nicht abweisen. Belieben Sie nur ins Schloß zu treten.“

Die Reisenden folgten der Einladung und befanden sich bald in einem hohen, dunkeln Raume, den der alte Diener ihnen geöffnet hatte. Er entfernte sich, um Licht zu holen.

„Du nennst mich Gröben,“ sagte rasch der Eine zum Andern. „Gehe eilig hinaus zu den Bedienten und theile ihnen diesen meinen Befehl auf geheime Weise mit. Daß sie sich nicht unterstehen zu sagen, wer ich bin.“

Während nun der Andere hinausging, um dem Befehle Folge zu leisten, trat der Bediente mit den Kerzen wieder in das Zimmer, und man konnte nun wahrnehmen, daß es auf eine von Luxus, wie von Aermlichkeit gleich entfernte Weise möblirt war. Alles war von Eichenholz; der große Tisch in der Mitte, die hohen Lehnsessel und der alterthümliche Sopha, deren Polster mit grünem Tuche überzogen waren, an dem Fenster sah man Vorhänge von rothgewürfelter Leinwand und der nur kleine Spiegel war selbst mit einem Rahmen von Spiegelglas umgeben, in dem geschickte Zeichnungen eingegraben waren. Man fühlte hier sogleich jenen gastlichen Duft, der uns aus den traulich bequemen Wohnungen edler Familien auf dem Lande entgegenweht.

20.

Ein tüchtiges Feuer im Ofen hatte die Reisenden bald in eine recht behagliche Verfassung gesetzt; sie wurden aufgeräumt und freueten sich auf den guten Nachtimbiß, der ihnen bevorstand, mehr aber noch darauf, die Bekanntschaft ihrer gastfreundlichen Wirthe zu machen.

Der Eine von Beiden, welcher der Jüngere und offenbar der Vornehmere war — er hatte für sich den Namen Gröben in Anspruch genommen — verspürte ganz besonders eine wohlthätige Aufregung in seinem ganzen Wesen sich verbreiten. Es war jenes Herausfordern eines unbekannten Etwas, das sich manchmal auf so überraschende Weise in uns kund gibt und uns in Worten und Handlungen plötzlich extravagant erscheinen läßt; eine Stimmung, die nur zu oft den Uebergang von grämlichem Mißmuth zur tödtlichsten Abspannung bildet. Man sollte sich ihr nur mit Vorsicht überlassen, allein sie ergreift uns gewöhnlich so wunderbar schnell, so überwältigend, daß der leiseste Widerstand unmöglich wird. Der falsche Gröben war in demselben Falle.

Sein munterer Gefährte, dem es weder an Geist, noch an Talent zur Unterhaltung gebrach, schien ihm einsylbig und trocken; was dieser anschlug, wollte nicht nachhallen; die Ideensprünge kreuzten sich, die Rede jagte hastig nach, und die beiden jungen Männer genügten sich immer weniger.

Der falsche Gröben sprang auf und verließ ungestüm das Zimmer; der Andere ergriff ein Buch und setzte sich, um — den Kopf in die Hand gestützt — darin zu blättern. Jener war in einen langen Gang gerathen, der, nur in der Mitte von einer etwas trüben Lampe beleuchtet, in einem räthselhaften Dunkel schwamm. Der junge Wanderer beschloß hier auf Entdeckungen auszugehen. Zu beiden Seiten waren kleine schwärzliche Thüren in den Wänden angebracht, die zu Kammern und Räumen führen mochten, in denen der Hausrath aufgehäuft zu werden pflegt, der nicht zum täglichen Bedarf bestimmt ist. Die Bewohner des Hauses waren in diesem Theile desselben nicht zu finden.

Der Fremde ging weiter. Unweit von der schwebenden Laterne, die ein starker Zugwind hin- und herbewegte und dadurch den Gegenständen zauberhaft grelle Lichter und Schatten verlieh, die alle Augenblicke wechselten — es war ungefähr in der Mitte des langen Ganges, der von hier aus, sich vor- und rückwärts in eine ungewisse Dämmerung verlor — befand sich eine Thüre, die ein großes Fenster in zwei Theile sonderte, durch das man in das Innere eines Zimmers blicken konnte.

Der junge Mann warf einen Blick durch dieses Fenster. In dem hohen, engen Raume, von kahlen, weißen Wänden eingeschlossen, saß im großen Sorgenstuhle ein alter Mann, im damastnen Schlafrocke, die eine knochendürre Hand auf dem Tisch ausgestreckt, und mit den Fingern deutlich und vernehmbar den Preu-

ßischen Zapfenstreich trommelnd; jenen, jedem Patrioten so schön klingenden Rhythmus, dem in der spätern, glorreichen Periode der Schlesischen Kriege, die Altpreußischen Straßenjungen die stolzerregenden Worte unterlegten:

Der Kaiser hat das Land verlor'n!
Wir Preußen haben's ihm genomm'n!

Worauf die Kinderfrauen ihren kleinen Pfleglingen beruhigend und ausgleichend, nach demselben Tacte vorsangen:

Zu Bett! zu Bett! wer Kinder hat,
Wer keine hat, muß auch zu Bett!

Diesen Zapfenstreich mit großem Ernste vor sich hintrommelnd saß nun der alte Mann da. Der junge Abenteuerer fühlte sich dadurch angezogen und schenkte der Scene einige Aufmerksamkeit. Noch ein anderer alter Mann, nicht so vornehm gekleidet wie der erste, war ebenfalls in dem Zimmer. Er saß in einem Winkel, stumm und in sich gekehrt und schnitzte Spähne. Es war viel Ruhe in dem Bilde, aber keine Heiterkeit. Das allerdings feierliche Aussehen der beiden Greise entbehrte des Zutraulichen, das der innere Friede sogleich nach Außen verbreitet. Es schien wie unheilvoller Wahnsinn über beiden Häuptern zu brüten.

„Mein Himmel! wie ist mir?“ flog es dem jungen Beschauer durch den Sinn; „sind sie's denn wirklich oder täusche ich mich? Aber vor allem Andern: wo und bei wem bin ich?“ — —

Er hatte die Hand schon an die Thürklinke gelegt, um zu den Greisen einzutreten, plötzlich aber zog er sie zurück und beschloß erst die andern Bewohner aufzusuchen, um seine Erkundigungen zu holen.

Mit heftigen Schritten eilte er dem entgegengesetzten Ende des langen Ganges zu.

„Es ist ein Zauberschloß,“ sprach es in ihm, „wo sich mir Phantasien vorspiegeln, die ich einst schon in meinem Leben gehabt! Wenn ich nur schon die Fee gefunden hätte, oder einen ihrer dienstbaren Geister, damit sich das Mährchen vollende!“

Am Ende des ersten Ganges knisterte feuchtes Holz und eine plötzliche Helle blendete das Auge, als sich der Wanderer um die Ecke bog und wieder in einen fast eben so langen Gang blickte, der sich auf der andern Seite des Gebäudes hinzog. Hier jedoch herrschte Leben, man sah Mägde hin- und hergehen, die mit häus-

lichen Verrichtungen beschäftigt waren, in dem nächsten Raume, wo das Feuer brannte, wurde laut gesprochen. Es war die Küche.

An dem großen Tisch saßen die Knechte um den dampfenden Mehlbrei und auf dem Heerde wurde das Abendbrod für die späten Gäste bereitet. Mitten unter den Leuten stand die Hausfrau, im einfachen Kleide, ein Häubchen auf dem Kopfe, und gab ihre Befehle.

Der Fremde war froh Menschen und keine Phantome zu finden, er trat in die Küche, um Entschuldigung bittend und nahete sich der Dame des Schlosses, in der er eine gute, wackere Landfrau zu begrüßen hoffte, um sich ihr auf eine treuherzige Weise, wie sie bei solchen Leuten am besten Anklang findet, vorzustellen.

Die Frau war in ihrem Gespräche mit der Köchin so vertieft, daß sie den Eintretenden noch nicht bemerkt hatte, als schon die Knechte voll von stummem Erstaunen, die Löffel nicht in den geöffneten Mund mehr zu bringen wagten und ein sprechendes Bild neugieriger Dummheit lieferten. Jetzt näherte sich der Fremde dem Heerde; die ersten Worte ertönten aus seinem Munde; die Frau wandte sich überrascht nach ihm um und mit einem Ausruf des Erstaunens standen beide sprachlos einander gegenüber.

„Euere Königliche Hoh! — —“ wollte den Lippen der Schloßfrau entschlüpfen, aber eine schnelle Bewegung des jungen Mannes erstickte das letztere Wort.

„Ich bin bei Ihnen?!“ sprach er, „hier unter Ihrem Dache soll ich diese Nacht zubringen?“

Die Dame hatte ihn freundlich bei der Hand genommen und ihn schnell in ein anstoßendes Zimmer geführt, wo ein großer gedeckter Tisch stand, mit blankem Zinn und reinlichem Linnen bestellt und mit hohen Messingleuchtern, in denen dünne Talglichter brannten.

„Die Küche ist denn doch kein passendes Empfangzimmer für Euere Königliche Hoheit, denn hier darf ich Sie ja wohl so nennen,“ sprach die Dame, die bald wieder zu ihrer geistigen Ruhe gelangt war. „Ich bin nicht minder überrascht, als erfreut, Sie hier zu sehen.“

„Leonore!“ rief der junge Mann, „ich bin keines andern Gedankens, keines andern Wortes mächtig, um Alles auszudrücken, was ich empfinde! Wer so wie ich, sehnend und harrend auf den beglückenden Augenblick hinlebte, und in allen Geschäften und Zerstreuungen doch nur immer auf das Eine, allein Seligmachende wieder zurückkam mit seinen innersten Gefühlen, der kann sich nicht

fassen, wenn er dann urplötzlich dem Glücke gegenübersteht. Und so fass' ich's denn auch nicht, was mich hiehergeführt; ich habe vergessen, was sich die nächstverflogene Minute mit mir zugetragen. Ja, wenn ich doch nur ein Zeichen hätte, daß ich lebe und wache, wenn irgend ein unwillkührlich herbeigerufener Schmerz mir diese Ueberzeugung versinnlichte. Lenore, sprechen Sie — geben Sie mir Gewißheit!"

„Ich bin kein Gespenst der Traumwelt — Sie sehen mich wirklich vor sich!" rief lächelnd die Dame. „Ich weiß auch schon durch Ihre Diener, die es meinen Leuten gesagt haben, daß sie sich in der finstern Nacht von der Straße verirrten, und daß ich diesem Zufall Ihre Einkehr auf unserm Schlosse verdanke. Wer Sie sind, sagten freilich die Leute nicht, doch dachte ich mir bei dem Namen Gröben, der mir gemeldet wurde, immer nur Gutes und Schönes von Ihnen zu erfahren und freute mich darauf sie bei der Abendtafel zu sehen. Nun, da Sie's selbst sind, ist meine Freude, wie sie leicht denken können, größer. Sie werden mir und meinem Manne von Ihren Thaten vor Philippsburg erzählen. Er war so zornig, daß sein Podagra es ihm unmöglich machte, die Strapatzen des Lagers mit Ihnen zu theilen. Zum Glücke hat er es schon bewiesen, daß er auch vor dem Feinde Soldat ist, und mithin kann kein Vorwurf auf ihm haften."

Der junge Mann, der sich Gröben genannt wissen wollte und der niemand anders als der Kronprinz von Preußen war, sank hier mit einem Male von seiner Höhe herab. Die Erwähnung des Mannes, das Lob seiner Tapferkeit, machte in dem Munde der Frau einen trüben Eindruck auf ihn.

„Jetzt sollen Sie mich einmal in meiner Häuslichkeit sehen, mein Prinz!" sprach die Dame mit gar anmuthig schwebendem Lächeln weiter. „Ja, ja! hier auf dem von meinem Vater ererbten Edelsitze bin ich ganz die ordnende und waltende Hausfrau, wie es der Erbin von Schöning zukommt, die in ihrer würdigen Mutter das Vorbild hoher Frauentugend zu verehren hat. Sie kannten mich eigentlich nur dort in der Garnison meines Mannes, dann flüchtig in Berlin; da konnte man ja seine guten Eigenschaften gar nicht geltend machen! Eigenschaften, auf die ich aber stolz bin. Nur in der Beschränkung des stillen Hausfriedens kann des Weibes Größe sich entfalten. Lächeln Sie immerhin über die Kleinheit dieser Größe, mein Prinz! aber gönnen Sie uns den Stolz, er steht ganz im Einklange mit ihr und vermißt sich nicht höher zu greifen!"

Der Prinz hatte jetzt wieder Worte gefunden.

„Ich fühle den Hohn des Geschicks," sagte er mit einem Anfluge von Bitterkeit, „der mich diesem Momente in die Arme führte, blos um Zeuge dieser Frauengröße zu sein, für die ich — verzeihen Sie mir's — keinen Sinn habe, weil mir der Maßstab dafür fehlt. Solche Idyllen, vom Idealen entkleidet, sind meine Liebhaberei nie gewesen und ich gesteh' es, daß ich auch bei Ihnen diesen Geschmack nicht anzutreffen hoffte."

„Mein Prinz," erwiderte mit freundlichem Ernste die Schloßfrau, „ich habe mir nie damit geschmeichelt Ihre Sympathie für eine Sphäre erregen zu können, in der mein bescheidenes Glück sich bewegt. Es wäre aber Vermessenheit, wollte ich diese Sphäre verlassen und ich verdiente jedes Ungemach, das diesem Versuche unausbleiblich folgen müßte. Jetzt, da der Zufall Sie hieherführte, darf ich Ihnen mein Walten nicht verbergen; sein Sie gütig — huldreich — bequemen Sie sich dazu herniederzusteigen in den Familienkreis, dem mein Leben ausschließend gewidmet ist — hier — sein Sie ganz Zeuge meines Glücks — meiner Hoffnungen!"

Sie hatte rasch, doch leise eine Seitenthüre geöffnet und den Kronprinzen bei der Hand ergreifend, trat sie mit ihm auf die Schwelle eines Zimmers, in dem fünf noch junge Kinder, schön wie die Engel, halbnackt, schon bereit in die aufgemachten, längs der Wand gereiheten Bettchen zu steigen, um einen Tisch standen, und die letzten Löffel ihrer Abendsuppe verzehrten. Es war ein liebliches Bild.

„Sieh doch, lieber Wreech! welch einen Gast ich Dir bringe," rief die Schloßfrau einem schönen, hohen Manne entgegen, der dem Abendbrode der Kinder mit inniger Liebe in den Blicken zuschaute, und sich nun so plötzlich überrascht, mit einigen hervorgestotterten Entschuldigungen dem Prinzen näherte.

Friedrich war beschämt. Er befand sich hier in einem Heiligthume, das fühlte er, und alle Wünsche und Hoffnungen die noch vor Kurzem in ihm wogten, durften über diese Schwelle nicht mitgenommen werden.

„Mein Podagra, das mich fürchterlich peinigte," sagte der Oberst von Wreech, „hat mich leider gezwungen Urlaub zu nehmen und mich hieher auf das alte Familienschloß zurückzuziehen. Die reine, frische Luft und eine mäßige Bewegung, ohne Arbeit und Sorge, haben Wunder gewirkt; meine Schmerzen sind vorüber und ich fühle vollkommen das Glück, gesund an Geist und Körper mit den Meinigen mich des Lebens zu freuen. In solcher Abge-

schiedenheit wird uns dieses Glück erst recht klar; im Geräusche der Welt jagen wir vergebens darnach und glauben wir ein Stückchen Glück erhascht zu haben, so sind hundert verschiedene Ursachen da, denen wir es gern zuschreiben möchten. Das Wahre daran ist aber, daß wir gewöhnliche Menschen, außer der Familie eigentlich nie glücklich sein können."

Diese ehrlichen Worte, die der kräftige Mann, mit einer schönen Baßstimme, aufrecht und stolz dem Prinzen gegenüber sprach, während er die Hand seiner Gattin in der seinigen hielt und mit der andern Hand das blonde Köpfchen eines allerliebsten Knaben streichelte, machten einen etwas peinlichen Eindruck auf Friedrich, der einen Seufzer nicht unterdrücken konnte.

Ein Jäger meldete jetzt, daß die Suppe aufgetragen sei und machte der Unterhaltung ein plötzliches Ende. Friedrich gab der Schloßfrau den Arm und führte sie in das Speisezimmer, wo Keyserling sich schon eingefunden hatte.

„Ich habe es unserm wackern Hausfreunde sagen lassen, daß Euere Königliche Hoheit hier sind," sagte Frau von Wreech, „und Sie werden es nun wohl gestatten, daß der Alte komme, an unserm Mahle theilzunehmen."

„Habe ich hier etwas zu gewähren oder zu verweigern?" entgegnete der Prinz mit dem höflichsten Ausdrucke, der jedoch seine kleine Verlegenheit nicht zu verbergen im Stande war.

„Du hättest aber doch Seine Königliche Hoheit präveniren sollen —" fügte der Oberst schnell hinzu — „es ist nämlich der alte Graf Wartensleben, den wir nun schon lange hier beherbergen, weil der gute Greis so allein in der Welt steht —"

„Ich sah ihn schon — in jenem Gange — wo unser Zimmer liegt —" erwiderte Friedrich darauf, wie in Gedanken vertieft. —

„Sie werden ihm eine kleine Zerstreuung schon zu Gute halten müssen, mein Prinz!" sprach Frau von Wreech, „sein Gedächtniß hat gelitten. Der Mann ist in der That schon sehr alt."

Indem sie so sprachen, trat die ehrwürdige, bleiche Gestalt des alten Generals, an der Krücke einherstolpernd, in das Eßzimmer, und nahm mit einer kurzen, förmlichen Verbeugung seinen Platz am Tische ein. Durch diese Erscheinung entstand eine plötzliche Stille, die Niemand zu unterbrechen wagte.

Der Kronprinz, den die bittere Ironie des Zusammentreffens mit der Geliebten in dieser Umgebung schon sattsam verstimmt hatte, empfand bei diesem gespenstischen Dazwischentreten der ver-

witterten Gestalt einen geheimnißvollen Schauer. Er fühlte sich unaufhaltsam zum Ziele hingetrieben, wo er eine große Schuld abzutragen fand; zugleich aber fühlte er auch, daß er dem süßen Hange seines Herzens nicht mehr zuhorchen dürfe, wenn es ihm die leisen, sanften Melodieen vorflüsterte. Diese Poesie der Jugend schwand dahin auf dem Wendepunkte, an dem er stand; aber die Poesie sollte deshalb doch nicht aufgegeben werden. Mit dem Blicke des stolzen Feuerauges hob sich seine Brust: er wußte, daß es etwas Höheres im Leben zu erringen gebe, als Frauenliebe. Er gelobte sich's in jenem Augenblicke, es zu erringen, und er fühlte die Kraft dazu. —

Der stumme Greis hatte jetzt einige Löffel Suppe zum Munde geführt; da hob er plötzlich den Kopf, und den glatten Schädel mit der Hand reibend, sprach er zur Schloßfrau gewendet:

„Ei, wie war mich's doch! sprachen Sie nicht davon, daß ich einen alten Bekannten treffen würde? Was war's man doch damit?"

Frau von Wreech suchte vergebens ihre gewohnte Geistesgegenwart zu behaupten. Das Lächeln, das sie so gern um ihren Mund gezaubert hätte, wollte nicht gelingen; dennoch sagte sie aber mit dem mildesten Tone von der Welt: „Blicken Sie doch hieher — da sitzt ja Seine Königliche Hoheit der Kronprinz!"

„Mein Jesus!" rief Wartensleben mit bebendem Tone, und der Löffel entfiel seiner Hand. „Ja, da sitzt er vor mich, und ich ohler Dummerjahn hab' ihn nich 'mal gesehen! **Pardon! Excuse!**"

Er stand auf bei diesen Worten und wollte auf den Kronprinzen zugehen, der aber eilte dem Greise entgegen und führte ihn sanft bei der Hand zu seinem Sitze zurück.

Die unverhoffte Begegnung schien einen fast vernichtenden Eindruck auf ihn hervorgebracht zu haben. Er sprach kein Wort und stierte den Kronprinzen, dann die Andern, mit weit aufgerissenen Augen an. Die Lage der Anwesenden wurde immer peinlicher.

„Sonst ist er wohl noch gesprächig," sagte leise die Schloßfrau; „er kann sogar auch recht liebenswürdig sein. Ich weiß nicht, was ihn heute so verstimmt," setzte sie nach einer Pause hinzu, in der sie den Alten theilnehmend betrachtet hatte.

Sie bemühte sich nun, ihn zu überreden, in seine stille Klause zurückzukehren. Es wurde ihr nicht schwer. Er bat sie zitternd, daß sie ihn doch begleiten möchte.

Als sie, nach langem Ausbleiben, wieder in das Zimmer trat, zeigte sich Blässe auf ihrem Gesichte.

„Ich hätte doch lieber dem alten Herrn nichts von unserer erfreulichen Ueberraschung sagen sollen," erwiderte sie auf das theilnehmende Befragen, das ihr Gatte und die Gäste an sie richteten. „Er ist so eigentlich nicht mehr im Stande, etwas ganz zu fassen. Er sprach noch ziemlich bunt durch einander über das hohe Glück, den Kronprinzen gesehen zu haben, über seinen kläglichen Zustand — und wollte mich gar nicht fort lassen."

Hier unterbrach sie sich selbst und es wurde deutlich, daß sie nicht den Muth hatte Alles zu sagen, was sie wußte. Nur zögernd begann sie dann wieder:

„Ein seltsames Vermächtniß hat er mir noch für Euere Königliche Hoheit anvertraut und wenn es mir gleich zu unbedeutend an und für sich scheint, so legt mir doch die feierliche Art und Weise, wie der dem Tode so nahestehende Greis es mir übergab, die Pflicht auf, mich des Auftrags gewissenhaft zu entledigen. Ich solle Ihnen diesen kleinen Ring übergeben, den er am Finger trug, so lautete sein Wunsch. Er dürfe nach ihm in keine andere Hände kommen. Hier ist der Ring, ganz unscheinbar — ich weiß nicht, welchen Werth sein irrer Sinn daran knüpft —"

Und somit reichte sie von ihrem Platze dem Kronprinzen über den Tisch hin einen kleinen goldenen Ring, in dessen Mitte eine dicke orientalische Granate, gerade wie ein hervorquellender Blutstropfe anzusehen war. Friedrich warf einen flüchtigen Blick darauf und suchte Fassung zu gewinnen.

„Es ist betrübt, daß Hoheit und Biederkeit der Gesinnung, die sich bis in's späteste Alter erhalten hat, von den abnehmenden Kräften des Körpers, von der Schlaffheit einiger Nerven so verrathen werden kann," sagte er. „Welch ein Mann war Wartensleben! Er war der Stolz des Heeres, die Liebe der Soldaten, die Stütze des Thrones in verhängnißvollen Tagen! und jetzt — — Aber ich komme mir ja fast vor, als ob ich seine Leichenrede halten wollte! Ich weiß nicht, welche neckende Laune das Schicksal heute an uns verübt! — Ich danke der treuen Ueberbringerin des Vermächtnisses eines alten, noch lebenden Biedermannes. Diesen Ring kenne ich und ich ehre dies Vermächtniß. —"

„Wartenslebens unglücklicher Enkel trug diesen Ring; er — den die Kriegsgesetze so hart bestraften —" setzte er leise, wie still für sich, hinzu.

Er sprach den Namen nicht aus; und ein langes Schweigen folgte wieder.

Keyserling, den schon lange sein genialer Unmuth erfaßt hatte, als er nach seiner Meinung nur unbedeutende und nichtssagende Zufälligkeiten die Heiterkeit des Abends stören sah, wollte sich jetzt gewaltsam der Unterhaltung bemächtigen. Er fühlte aber nur zu bald, daß auch ihm der sonst so reichlich zu Gebote stehende Quell des Witzes nicht strömen wollte. Vergebens machte er sich daran, die Steifheit der Oestreicher im Lager Eugens, so wie dessen Eitelkeit und Schwäche auf lächerliche Weise zu schildern; die Wirkung blieb aus und er mußte sich selbst sagen, daß er das Rechte nicht traf. Die Liebenswürdigkeit der Wirthin brach gleich Sonnenstrahlen durch herbstliche Nebel auf Augenblicke hindurch, aber eben so erfolglos. Herr von Wreech konnte unter solchen Umständen nicht daran denken, die böse Constellation zu beschwören. Er machte seiner Gattin leise Vorwürfe, daß sie den alten Wartensleben von der Ankunft des Kronprinzen unterrichtet hatte. Er maß nur seiner Erscheinung und der dadurch verursachten Erinnerung an Katte, die finstere, drückende Stimmung bei, welche die Hauptperson gefesselt hielt und die nichts zu bannen vermochte.

So verrannen noch einige Viertelstunden. Die Müdigkeit von den überstandenen Strapatzen mußte endlich den ersehnten Vorwand leihen, daß die Reisenden sich von ihren Wirthen beurlaubten, um sich zur Ruhe zu begeben.

Friedrich eilte durch den Gang, an der Glasthüre vorüber, durch welche er früher die beiden verwitterten Gestalten bemerkt hatte. Auch den Andern glaubte er jetzt genau zu kennen. Es war der alte Cantor, dessen stiller Wahnsinn ihn jeder Trauer um die Tochter überhob, die ein früher Tod von der Qual des Daseins befreit und mit ihrem Schicksal versöhnt hatte. Er lebte nun hier bei der wohlthätigen Frau, jeder Erdensorge entrückt. Die beiden alten Kameraden, die wechselseitig einer des Andern Schicksal mit tragen halfen, waren nun schon längst zur Ruhe gegangen, aber Friedrich glaubte dennoch, das unheimliche Trommeln auf den Tisch von vorhin zu vernehmen; es verfolgte ihn bis in sein Zimmer und zwischendurch schienen sogar klagende Flötenlaute zu tönen.

„Hörst Du's nicht, Keyserling?“ fragte er den bereits im Einschlummern begriffenen Gefährten.

„Es ist nichts als der Wind im Schlot und in den Ritzen des alten Mauerwerks!“ erwiderte dieser, sich aufraffend und für einen Augenblick ermunternd.

Friedrich konnte nicht schlafen. Unverwandt mußte er sein Auge nach dem rothen Stein im Ringe richten; er vermochte den innern Schmerz kaum zu ertragen. Endlich stand er auf und deckte ein Tuch über den Ring, den der falbe Mond erhellte, der, als diese wunderbare Nacht zu Ende ging, emporgestiegen war.

„Mit dieser Nacht geht ein langer Traum zu Ende," sprach es in Friedrichs Innerm, „der Traum der Jugend, den ich wie einen Cultus gehegt, der mich mit seinen Vorspiegelungen beseligte und mich viele Widerwärtigkeiten ertragen ließ. Ein neuer Tag beginnt, das Dämmerlicht verschwindet; und eine volle Sonne beleuchtet mich und meine Thaten! Es treibt mich nach Berlin; ich weiß nicht was es ist, aber die größte, schwerste Stunde meines Lebens steht mir bevor."

Er sprang vom Lager, das ihm weder Ruhe noch Schlummer gespendet hatte, weckte seinen Gefährten und drängte ihn aufzustehen.

Der Kammerdiener erhielt Befehl sogleich anspannen zu lassen. Es war noch sehr früh und Alles schlief noch im Schlosse. Der alte Jäger allein, der die Gäste am Abend vorher empfangen hatte, kam träge und scharrend herbei und fragte: was die Herren frühstücken wollten und ob er die Herrschaft wecken sollte.

„Niemand werde geweckt aus der süßen Ruhe und frühstücken wolle man auf der Station," so lautete Friedrichs Antwort.

„Ich werde mich schriftlich bei dem Obersten bedanken," sagte er dann zu Keyserling. „Wir haben die guten Leute genug molestirt und was das Aergste ist, sie ganz aus der friedlichen Stimmung gebracht. Sie würden sich für solche Besuche, wenn sie öfter einsprechen wollten, gewiß höflichst bedanken. Wie ruhig und abgeschlossen solch ein Leben ist! Kein Streben, kein Haschen, kein Jagen! Da sitzen sie mit den alten Wahnsinnigen, deren elendes Verkümmern, deren endlose Agonie sie mit einer Art von Wollust bewachen und dabei füttern sie die junge Brut mit den Flachshaaren. Das ist der Pfuhl der Ehe, der in dieser Sphäre so viel Hohes, Edles und Schönes verschlingt. Ja, so viel Hohes, Edles, Schönes! Leonore, auch Dich! Ich will Dein Glück nicht stören! —"

Der Wagen war vorgefahren und sie stiegen ein. Kaum aber rollte er vom Hofe, als der Schloßherr oben das Fenster öffnete und hinabrief: „Was es gebe?"

„Die Gäste seien es!" antwortete der alte Jäger.

Leonore weinte still in ihre Kissen; auch sie hatte die Nacht

nicht geschlafen. „Für ewig dahin!“ seufzte es in ihrer Seele, aber nur in diesem Augenblick, der ihre Fassung übermannte.

Der Oberst, dem das so plötzliche Fortreisen unerklärlich vorkam, rief den Jäger herbei und ließ sich von ihm berichten. Es beruhigte ihn, als er den Grund des frühen Aufbruchs vernommen. Auch freute er sich darauf ein gnädiges Handbillet des Kronprinzen zu erhalten.

Seine Gattin stand bleich aus dem Bette auf; sie klagte über Kopfschmerz, dem sie sich aber nicht ergeben wollte. Sie wusch und kleidete die Kleinen, dann gab sie ihnen das Morgenbrod, lächelte dazwischen und sprach sanfte Worte mit ihrem Gatten.

Wie groß ist doch der Heroismus in der Brust des Weibes! Wir fassen es nicht. Kühne Todesverachtung, die der Krieger auf dem Schlachtfelde zeigt, was ist sie gegen den langsamen Tod, dessen Qualen jeder Morgen erneuert, dem das Herz des Weibes muthig entgegenlächelt. Was sind alle unsere laute Thaten gegen das stille Dulden eines hohen, für seine Pflichten begeisterten Weibes?

Leonore von Wreech hätte an der Seite des größten Mannes seiner Zeit eine Stelle einnehmen können, die ihrem Geiste, ihrem Charakter gebührt haben würde, aber sie zog die verborgene Stelle vor, die ihr das Schicksal schon in frühester Jugend angewiesen hatte, wohin jetzt die Pflicht sie bannte. Ihn aus dem Gedächtnisse herauszureißen, vermochte sie nicht; aber es störte ihren innern Frieden nicht, daß sein Bild noch manchmal recht lebendig vor ihr stand. Friedrichs Ruhm blieb bis an das Ende ihrer Tage ein Sonnenblick voll Glanz in ihre stille Heiterkeit; ihren Söhnen prägte sie Liebe ein, ihren Töchtern lehrte sie Bewunderung für den großen Mann. Ihrem Gatten war sie stets die treue, liebevolle Gefährtin.

Der alte Wartensleben verließ das einsame Schloß der Erbin von Schöning, nachdem sein Leidensgefährte, der Cantor, dort begraben worden war. Es war ihm nun gar zu einsam geworden und er zog nach der Heimath, zu seinen Verwandten, um dort zu verweilen, bis er eine andere gefunden haben würde.

Friedrich schwang sich muthig aus den kleinen Kreisen, die seine Jugend eingeengt hatten und schwebte in größere Bahnen. Frau von Wreech blieb ihm werth, allein jede Schwärmerei war von diesem Angedenken verflogen. Er sandte ihr freundliche Gaben, wie ein wackerer Landwirth sie dem Nachbar sendet. So bekam sie gute Arten von Kartoffeln, die damals Mode geworden waren und für die sich Friedrich, wie für alles Neue, das bedeutend zu

werden versprach, lebhaft interessirte. Er konnte sich die Geliebte seiner Gluthperiode jetzt nur noch im Verkehr mit den Dienstleuten oder im Pflegen des Gatten und der Kinder denken. Sie empfing Briefe und Gaben mit gleich stiller, innerer Freude. Diese Erinnerung genügte ihr vollkommen, und sie lächelte nur bisweilen wehmüthig, wenn sie an die Vergangenheit dachte und wie wohl Alles hätte kommen können.

Von nun an beschloß Friedrich, höhern Zwecken entgegengehend, sich dem Umgang mit Frauen gänzlich zu entziehen. Viele große und starke Geister handelten so. Kant, Newton, haben nie die süße Liebe gekostet; Geistliche, deren Größe die Welt anstaunt, waren durch ihr Gelübde dazu gezwungen.

Mit solchen Vorsätzen kam Friedrich nach Berlin, starkgewappnet den wichtigsten Ereignissen entgegenzutreten. Sie harrten seiner bereits.

21.

Der Sommer begann seine Blüthen zu treiben; der blaue Flieder ergoß aus üppigen Büschen den lieblichsten Wohlduft, und in die laue Nachtluft ließen unzählige Nachtigallen ihre himmlischen Coloraturen ausströmen, allein diese innerliche Freudigkeit in der ganzen Natur wurde nicht bemerkt von den Menschen. Während sich's in Büschen und Lüften rings um das Königsschloß zu Potsdam fröhlich regte, herrschte Todtenstille in seinen Hallen und Gängen. Nur leise Tritte und Worte wurden vernehmlich und Ernst zeigte sich in den Gesichtern. Ein großer Wechsel stand bevor, und die, welche das Schloß bewohnten, füllte Trauer, Besorgniß und bange Erwartung.

Ein leichter Wagen rollte jetzt unhörbar über die dicken Strohlagen, welche, um das Rasseln zu verhindern, auf das Pflaster gelegt waren. Die vorgespannten vier Apfelschimmel, von ausgezeichneter Schönheit, keuchten und dampften und waren dem Umstürzen nahe. Ein junger Mann sprang mit thränenden Blicken aus dem Wagen und fragte sorglich nach dem Befinden des Kranken. Es war der Kronprinz, den ein Eilender von Rheinsberg herbeigerufen hatte, denn Friedrich Wilhelm der Erste hatte seinen letzten Tag erlebt.

Im Lehnsessel, völlig gekleidet und die wärmende Decke über die Füße gebreitet, saß der König, mit Ungeduld der Ankunft seines Sohnes harrend. In seinem matten Auge leuchtete ein Rest

von Feuer auf, als er ihn eintreten sah. Friedrich ergriff die Hand seines Vaters und tröstete sich und ihn, indem er bemerkte, daß er ja noch so kräftig dasitze und vernehmlich sprechen könne, und mithin sein Ende noch weit hinausgeschoben sei.

Aber der kranke König lächelte und sprach:

„Es ist vorbei, und ich danke Gott für alles Gute, was er mich erleben ließ. Daß ich einen Sohn wie dich meinem Volke hinterlasse, ist mein größtes Glück. Du wirst, ich sehe es im Geiste, Alles das vollführen, wozu mir weder Zeit noch Geschick und Macht verliehen wurde. Ich freue mich, daß du gekommen bist, so lange ich dich noch sehen kann und so lange es mir noch vergönnt ist, dich, bei vollen Sinnen, mit den Zeichen der Macht unseres Königlichen Hauses zu bekleiden.“

Er streckte die zitternde Hand aus, und nun zeigte sich's deutlich auf dem entfärbten Gesichte, wie sehr die innere Bewegung den geschwächten Körper, in dem nur noch eine kleine Lebensflamme glimmte, angestrengt hatte.

Auf den Wink des Königs zog einer der Pagen einen seidenen Vorhang zurück und auf einem mit rothem Sammt bedeckten Tische sah man Krone, Scepter und die Schlüssel des Reichsschatzes ausgelegt.

Der König winkte wieder und der General von Buddenbrock trat hinzu, um die Krone und das Scepter zu ergreifen, während der Page die Schlüssel nahm, und Beide damit zu dem Lehnsessel Seiner Majestät traten. Der König suchte hierauf seine ganze Kraft zu sammeln, erhob sich etwas aus seiner zurückgebeugten Lage, nahm zuerst die Krone, dann das Scepter und hierauf die Schlüssel, übergab sie dem Kronprinzen und sagte:

„Hier, mein Sohn, hast du diese theuren Kleinodien, die dir, als ältesten Sohn des Hauses, gebühren. Ich gebe sie dir glänzend und rein, schütze und bewahre sie, damit du sie einst in deiner Sterbestunde ebenso deinem Nachfolger übergeben kannst. Diese Königskrone ist noch jung; sie ist das Werk meines Vaters und ich bin der Erste, der sie ererbte; aber sie steht den ältesten in der Achtung nicht nach, und der sie trägt, ist mächtig genug, daß seine Freundschaft von allen Fürsten der Christenheit mit Ehrgeiz gesucht wird. Damit du aber im Stande seist, diesen Glanz dir und deiner Krone zu erhalten, übergebe ich dir nun auch diese Schlüssel, die dir einen gefüllten Schatz erschließen. Die Millionen, die ich dir durch kluge Sparsamkeit hinterlasse, suche zu mehren; denn Geld ist ein treuer Diener, und die weisesten Maßregeln

müssen oft scheitern, wenn es an kräftigen Mitteln fehlt, sie ausdauernd zu unterstützen. Mit einem gefüllten Schatze fürchtest du keine Anmaßung feindlich gesinnter Nachbarn; du kannst jeden Augenblick wohlgerüstet ihnen entgegenstehen. So trete denn getrost in meine Rechte, ich überlasse sie dir, dem wohlgerathenen Sohne. Herrsche glanzvoll, gerecht und weise und sei deinem Volke ein schützender, liebender Herr!"

Als der König nach diesen herzlichen Worten erschöpft in seinen Sessel zurücksank, war kein Auge trocken. Die alten Generale, die glatten Hofleute, die Pagen und Diener weinten. Durch die ringsum herrschende Stille konnte man deutlich das Schluchzen vernehmen, das bis aus den Vorzimmern erschallte, wohin die Worte nicht einmal gedrungen sein konnten.

Das Volk von Berlin und Potsdam hatte sich in dichten Massen unter den Fenstern des erhabenen Kranken versammelt, um jeden Augenblick von seinem Befinden Kunde zu erhalten. Die Theilnahme war allgemein; man sah in Friedrich Wilhelm nicht nur den König scheiden, sondern man fühlte es jetzt, daß ein liebender und geliebter Vater dem Kreise der großen Familie entrissen wurde, die sich nach Tausenden zählt.

Das Protokoll, welches wegen der Uebergabe der Reichskleinodien und der Schlüssel des Schatzes aufgenommen worden war, wurde jetzt zur Unterschrift überreicht und der König zeichnete seinen Namen schnell und fest.

„Hier übergebe ich dir," sprach er dann, zu seinem Sohne gewandt, „meinen letzten Befehl, wie ich will, daß es mit meinem Leibe gehalten werden soll, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit zu sich nehmen wird. Du gelobst mir hier im Beisein meiner Generale und Geheimenräthe, solchem in Allem nachzukommen."

Der Kronprinz konnte vor Rührung nicht sprechen und bekräftigte seine Zustimmung durch eine Neigung des Kopfes.

Diese Instruction bezeugte aufs Neue den einfachen Sinn des Monarchen, der sich bis zum letzten Athemzuge nicht verleugnete.

Er befahl darin, daß, sobald er todt sein würde, man seinen Körper abwaschen, mit einem reinen Hemde bekleiden, auf einen hölzernen Tisch legen, barbieren und mit einem Lacken zugedeckt bis vier Stunden liegen lassen solle. Dann erst dürfte im Beisein aller in der Residenz anwesenden Aerzte, mehrerer Generale, der Feldscheerer seines Regiments und des Kammerdieners, der Leichnam geöffnet werden, um zu untersuchen, „woran der König eigentlich

gestorben und wie es in seinem Leibe aussehe.“ Bei Leib und Leben war es jedoch verboten, etwas von dem königlichen Leichnam herauszunehmen, der in einen Sarg, der nicht beschlagen, gelegt werden solle.

Den Soldaten des Leibregiments solle bei dieser Gelegenheit neue Montirung gegeben, an die Fahnen solle Flor gehängt und die Trommeln mit schwarzem Tuche beschlagen werden.

Acht Capitains desselben Regiments wurde befohlen, die Leiche auf den Wagen zu heben, und den Hoboisten, das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ zu blasen. Die Prinzen Wilhelm und Heinrich sollten mit den Regimentern marschiren, der Kronprinz nebst dem kleinen Prinzen Ferdinand aber hinter dem Wagen gehen.

Auf dem Sarge sollten des Königs bester Degen, das beste Feldzeichen, ein Paar vergoldete Sporen und ein vergoldeter Helm liegen, den die Berliner Rüstkammer zu liefern hat.

Der Kapellmeister Seiner Majestät, Ludovici, sollte in der Kirche die Orgel spielen.

„Von den Generals und übrigen Offiziers,“ hieß es ausdrücklich, „werden schon welche sein, welche mir die letzte Ehre erweisen und mich in meine Gruft tragen werden.“

Die Parentation war verboten.

Die Grenadiere sollten Biergeld erhalten, allen Offizieren aber ein Tractament im großen Saale angerichtet werden, wobei das beste Stück Rheinwein und überhaupt nichts als guter Wein getrunken werden solle.

Die Leichenpredigt in allen Kirchen des Landes sollte über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft,“ gehalten, darin aber mit keinem Worte von dem Leben und Wandel des Königs gedacht werden. Man solle es dem Volke sagen, daß er das selbst expreß verboten habe. Hinzugefügt war noch: „Man soll mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.“

Die Domestiken haben keine Trauerröcke, sondern nur Flöre an die Hüte zu erhalten. „Auch soll übrigens keine Façon mit mir vorgehen, noch vorgenommen werden,“ war hier beigesetzt. —

Auch diesem letzten Befehle des theuern Vaters nachzukommen, wurde feierlich, im tiefsten Schmerze, versprochen.

Die Scene hatte die Anwesenden tief erschüttert; der vom Leben scheidende König war erschöpft; allein er gönnte sich keinen Augenblick der Ruhe. Der rastlose, strenge Sinn, der ihn sein Leben hindurch beherrscht hatte, verließ ihn auch nicht beim Ausgange aus demselben. Auch war es nicht der geschwächte, lebens-

satte Greis, der hier von der Welt Abschied nahm, sondern der in vollster Kraft sterbende Mann, den nur die Schmerzen der Krankheit überwältigt hatten.

Der Probst Roloff wurde angemeldet. Alle Personen, die den Monarchen umstanden, mußten sich jetzt entfernen, denn mit strenger Miene trat der Straf- und Bußprediger zu ihm hin. So wollte ihn der Sterbende; er wünschte sich, als reuigen Sünder, die Strafen des Jenseits malen zu lassen, und es verlangte ihn darnach, in den Spiegel zu schauen, wo er ein getreues Conterfei des schwachen Menschen erblickte, wie es der Geistliche ihm zeigte.

Roloff ließ es an feurigen Worten der Ermahnung, an frommen Lehren, so wie an zerknirschenden Strafreden nicht fehlen. Sein Eifer ging weit; er fühlte sich groß und stark im Dienste des Herrn, gewappnet mit der Macht des Wortes, und er scheute sich nicht vor der irdischen Majestät, die in ihren letzten Augenblicken ja so ähnlich wird jeder andern Eitelkeit der Welt.

Dem Könige wie dem Bettler sind dieselben Schmerzen beim Scheiden von diesem Leben aufgespart, und der Gedanke an dieses Erbtheil erhebt im Elende und macht den Glücklichen in all seiner Macht erbeben.

Roloff donnerte nur dumpf, mit leiser Stimme; der König wand sich unter den Schmerzen, welche die Krankheit und welche der Seelsorger ihm bereiteten; aber er wollte es so haben. Es verlangte ihn darnach.

Als der Geistliche sich entfernte, standen dicke Schweißtropfen auf seiner Stirne; mit der seinem Stande eigenthümlichen stolzen Demuth schritt er durch die Versammlung der Trauernden im Vorgemache. Sein Blick schoß unter den dicken Brauen nach dem Thronerben hervor; dieser aber würdigte ihn keiner Entgegnung. Eine Glocke rief Alle wieder in das Sterbezimmer.

Der König hatte den Lehnstuhl verlassen und war zu Bette gebracht worden. In der Mitte des Zimmers stand jetzt der Sarg aus schwarzem Marmor, der schon lange angefertigt worden war, um die sterblichen Reste des Monarchen aufzunehmen.

Die Anwesenden theilten sich in zwei Gruppen. Hier die Königin, die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs geliebte Schwester, die herbeigeeilt war, um den Segen des sterbenden Vaters zu empfangen, und die übrigen Königlichen Kinder. Dort die hohen Staatsbeamten und die diensthuenden Hausoffiziere. Alle hielten sich in scheuer Entfernung; nur der Arzt, Hofrath Eller, war zum Lager getreten.

Sie sprachen so leise mit einander, daß keiner der Andern etwas davon verstehen konnte.

„Sag' Er mir, Eller," sagte der König mit schwacher Stimme, „aber aufrichtig, hört Er! wird dieser gebrechliche Leib noch lange den heftigen Attaken des boshaften Feindes Widerstand leisten, und werde ich noch länger den schmerzerfüllten Kampfplatz davor abgeben müssen?"

Eller zuckte die Achseln.

„Ich halte Ihn für einen ehrlichen Mann und verlange Seine Meinung nach bestem Gewissen," fuhr der König fort. „Sieht Er, ich bin fertig mit Allem und wünsche meine Auflösung. Mein Haus ist bestellt, Alles Irdische abgethan und dort steht mein letzter Käfig, in den ich wandern muß und in dem sie mich heimzutragen haben. Nur leiden möchte ich nicht mehr lange; ich kann die Schmerzen nicht mehr ertragen. Darum sage Er mir, wenn Er kann: wir es bald mit mir zu Ende gehen? Es ist mein letzter Trost."

Der Arzt, von so viel Seelenstärke gerührt, antwortete leise: „Bald!"

„Und wenn dann der Todeskampf beginnen wird," nahm der König wieder das Wort, „wird der mir auch noch lange zu schaffen machen? Spreche Er unverholen: wird der schwere Kampf bald eintreten?"

Der Arzt, der die ganze Zeit über den Arm des Patienten hielt und sorgsam den Puls erforschte, sagte mit erschüttertem Tone: „Erlassen Sie mir, diese Aufschlüsse zu geben, o mein Herr und König. Wir Aerzte dürfen über diese Dinge nichts Bestimmtes aussprechen; es wäre Frevel. Gottes Macht ist groß! und der nächste Augenblick kann unerwartete Hoffnung bringen."

„Nun so befehle ich Ihm denn bei meiner Ungnade," sprach der König, sich ermannend, „mir Seine Meinung zu sagen. Ich will von dieser Hoffnung nichts mehr wissen! ich habe Abschied genommen von dieser Welt und meine Hoffnung steht auf Jenseits. Sag' Er mir offen die Wahrheit, Er ist ein vernünftiger Mann und spricht ja zu keinem Kinde."

Da erwiderte der Arzt mit festem Tone:

„Eurer Majestät wird der letzte Augenblick leicht werden. Sie haben ihren letzten Kampf schon angetreten."

„Woher weiß Er das?" fragte der König.

„Der Puls hat sich bereits zurückgezogen; die Extremitäten

sind kalt; ich fühle ihn jetzt schon hier unterhalb des Ellenbogens," sagte der Arzt.

„Unterhalb des Ellenbogens?" wiederholte der König ernst. „Das ist doch seltsam! Aber wo bleibt denn am Ende noch der Puls?"

„Er zieht sich immer weiter nach dem Herzen zurück, bis auch dieses still steht," sprach dumpf der Arzt, „in einer halben Stunde werden alle Leiden geendet sein."

Der König seufzte tief auf, lehnte den Kopf in die Kissen zurück und sagte sehr vernehmlich:

„Der Wille Gottes geschehe!"

Als die Umstehenden diese Worte vernommen hatten, bewegten sie die Lippen im leisen Gebete. — —

22.

Alle friedlichen Bewohner Rheinsbergs fesselte Schlummer. Das Souper und Spiel bei der Kronprinzessin war erst spät geendet worden. Die Hofleute und Anhänger des Kronprinzen erwarteten mit Ungestüm den Thronwechsel, von dem sie für sich große Erwartungen hegten. Die jungen Leute, die recht anmuthige Gesellschafter waren und als solche eine Zierde des sinnigen Lebens auf Rheinsberg genannt werden konnten, träumten sich bereits auf dem Gipfelpunkte der Bahn, die sie sich erwählt hatten. Der junge Lieutenant sah sich an der Spitze des Regimentes, der feine Kopf im Besitze von diplomatischen Portefeuilles, dieser mächtig in der Verwaltung, jener mit dem geheimsten Vertrauen des Monarchen beehrt.

Während des Spiels am Abend war ein großes Schreiben angekommen und der Kronprinzessin eingehändigt worden. Die Herren, die im ersten Salon ihre Partie machten, glaubten in dem dunkeln Lack, womit das Couvert geschlossen war, ein schwarzes Siegel zu erkennen, und sogleich legten sie sämmtlich die Karten aus der Hand, ergriffen ihre Hüte und beschlossen, die Ersten, der jungen Majestät ihre Huldigung darzubringen. Wie erstaunt waren sie aber, als sie ins andere Gemach traten und hier die Kronprinzessin gleichgiltig, die Karten in der Hand, sitzen sahen. Beschämt zogen sie sich zurück, als sie lächelnd darüber befragt wurden, was das Feierliche ihres Eintritts zu bedeuten habe und weßhalb sie ihren Spieltisch so plötzlich verlassen hätten.

So war unter beständiger Unruhe der Abend vergangen; man

verhehlte sich's nicht, daß der nächste Augenblick die wichtige Nachricht bringen müsse.

Es war Mitternacht vorüber, als ein ankommender Reiter plötzlich das lauteste Leben in Rheinsbergs Mauern erweckte. Die Diener eilten mit Lichtern in die Zimmer ihrer Herrschaft und nur eine Kunde schallte durch die Räume: Der König ist todt!

Man kleidete sich in Eile und begab sich in die Vorzimmer der Kronprinzessin.

Hier befand sich Herr von Wyllich, den der neue König im ersten Augenblicke seines großen Schmerzes, mit der Trauerbotschaft an seine Gemahlin abgesandt hatte. Um ihn waren die Oberhofmeisterin von Katsch, nebst den andern Damen versammelt.

Frau von Katsch schlich leise an die Thür des Schlafgemachs, allein sie versicherte, daß Ihre Majestät fest schlafe und daß es sie in die größte Verlegenheit setze, sie so plötzlich zu erwecken, da sie besorgen müsse, bei dem sehr reizbaren Nervensystem der Königin, durch diese Nachricht deren Gesundheit zu alteriren.

Die erste Kammerfrau, Mamsell Bortefeld, trat hierauf näher und sagte, daß sie für alle Fälle ein niederschlagendes Pulver bereit halte und daß sie es unternehmen wolle, ihre Gebieterin zu wecken, indem dieselbe daran gewöhnt sei, durch ihre Stimme dem Schlummer entrissen zu werden, da sie dies ja fast jeden Morgen thue.

Frau von Katsch, die in allen Begegnissen die größte Besonnenheit offenbarte, überlegte sich's einen Augenblick, und erwiderte dann mit vieler Würde:

„Gebe Sie mir die Tasse, liebe Bortefeld, und das Pulver ganz zubereitet darin, daß man es nur hinunterschlucken darf, und gehe Sie dann hinein, um die junge Königin, die Gott segnen möge, aufzuwecken.“

Die Bortefeld rührte hierauf das Pulver ein, überreichte die Tasse der Oberhofmeisterin, öffnete leise die Thür des Alkovens und trat in sichtbarster Bewegung in den matterhellten Raum des Schlafzimmers; Frau von Katsch aber stellte sich mit der Arznei, lauschend, mit angehaltenem Athem, dicht zur Thüre, um gleich bei der Hand zu sein.

Die erste Kammerfrau lüftete jetzt zögernd den Bettvorhang, beugte sich ein wenig über die Schlafende und räusperte sich.

Diese erwachte und fragte, in jener Mischung von Schlaf und Wachen, die den plötzlich Erweckten stets gefangen hält, was es gebe?

Die Vortefeld erwiderte; „Verzeihung, Eure Majestät — daß ich heute früher als gewöhnlich —"

„Warum nennt Sie mich Majestät? Träumt Sie?" fragte die junge Königin, die sich jetzt plötzlich ermuntert hatte.

„Ich träume nicht, gnädigste Königin," erwiderte die Vortefeld, „drinnen ist der Herr Baron von Wyllich, der als Kurier von Potsdam hergeeilt ist — der König — ist gestern — selig verstorben . . . . ."

Kaum waren diese Worte heraus, so trat auch die Frau Oberhofmeisterin von Katsch eiligst in das Gemach, hielt die Tasse der jungen Königin an den Mund, bis diese den Inhalt verschluckt hatte, und begrüßte sie dann mit herzlicher Ehrerbietigkeit als Königin von Preußen.

Während dieses im Schlafzimmer sich zutrug und die Herren im Vorzimmer, nur leise conversirend, in Geduld der aufgehenden Sonne harrten, hatte die Vortefeld sich ein paar Garderobefrauen zur Hilfe gerufen und nun schafften sie eiligst verschiedene weiße und schwarze Gegenstände zur Toilette herbei, die bereits lange vorbereitet worden waren. Ihren gemeinschaftlichen Bemühungen gelang es, daß nach Verlauf einer kleinen halben Stunde die junge Königin in einem geschmackvollen Trauernegligé, bleich und schön, vom gestörten Schlummer, so wie von der großen Begebenheit angegriffen, in den Kreis der zur Huldigung Versammelten in das Vorzimmer treten konnte.

Alles drängte sich ehrerbietig hinzu und war bemüht, dem Ausdrucke des Beileids kein zu großes Gewicht beizulegen, vielmehr die freudigsten Gefühle bei dem Antritte der Regierung zur Schau zu tragen.

Die junge Königin leuchtete in ihrem bescheidenen Glanze und erregte einen wunderbaren Enthusiasmus bei Allen, die sie umgaben. Nahm schon früher ihre sanfte Persönlichkeit, in der die Schüchternheit so vorherrschend war, alle Herzen für sich ein, so war dies jetzt noch mehr der Fall.

Sie verlangte das Frühstück mit allen Anwesenden zu nehmen.

Sonderbare Verfassung hochfürstlicher Hofhaltungen! Auch in diesem Bereiche waren die vollständigsten Vorkehrungen für den längst vorausgesehenen Trauerfall getroffen. In den Küchen war bereits Alles angeordnet, und in wenigen Stunden konnte ein Mahl aufgetragen werden, welches den Rahmen eines Frühstückes bei weitem überragte. Es war das Festmahl eines so eben zur Regierung gelangten Königs!

Während der Tafel erhob sich die Oberhofmeisterin und bat um die Erlaubniß, auf das Wohl Ihrer Majestäten des Königs Friedrich des Zweiten und seiner erhabenen Gemahlin zu trinken. In allgemeiner Begeisterung stimmten Alle ein.

Nach dem Mahle sollte nach Berlin aufgebrochen werden, wohin sich der König sogleich nach dem Tode seines Vaters begeben hatte. Es wurden achtzig Pferde auf jedem Relais für die Königin und ihr Gefolge erfordert. Der Winter von 1740 war hart gewesen; den Landleuten mangelte es an Futter und der Viehstand war überall geschmolzen. Dennoch hatte sich eine solche Begeisterung aller Köpfe und Herzen bemeistert, daß das Unmögliche möglich gemacht wurde und auf das erste Aufgebot, die gehörige Anzahl von Pferden gestellt werden konnte.

Nachdem die Königin ihrer Umgebung die huldvollsten Versicherungen ihres Königlichen Schutzes ertheilt hatte, stieg sie, auf den Arm eines Kavaliers gestützt, in den Wagen; die Postillone peitschten auf ihre Thiere, und mit Blitzesschnelle flog Preußens jugendliche Königin ihrem hohen Geschicke entgegen.

Nach ihr folgten die Andern.

Knobelsdorf nahm die Zeichnungen zu dem Trauergerüste und den andern Verzierungen mit, die er schon angefertigt hatte für den Fall, daß ihn der König mit der Ausführung dieses Theils der Ceremonie beauftragen würde. Dies war nunmehr erfolgt.

Rheinsbergs glänzende Periode war zu Ende. Sie hatte den Uebergang gebildet, der aus Friedrichs unterdrückter, kümmerlicher Jugend, zur Entfaltung seiner großen Eigenschaften, die ihn auf den Thron begleiteten, hinlenkte. An die Stelle von Rheinsbergs leise bewegter, innig geistiger Ruhe tritt nun Sanssouci's großer, majestätischer Ernst. Dort war die Vorschule des Weisen, hier sein eigentlicher Wohnsitz; dort bereitete sinniger Scherz und leichter, froher Lebensgenuß zu den Thaten des Mannes vor; hier gewährte die heitere Laune des Weisen und der auf's Höchste verfeinerte Genuß Ruhe nach erschöpfenden Thaten. —

Im Schlosse zu Berlin war der Hof versammelt. Die hohen Staatsbeamten standen in ehrerbietiger Haltung und zwischen ihnen drängte sich die kleine Schaar der Rheinsberger Vertrauten. Alles war erwartungsvoll auf den nächsten Augenblick gespannt.

Da wurden die Flügelthüren aufgerissen und herein trat der jugendliche Monarch, die schöne Gattin an der Hand.

„Das ist Ihre Königin!“ sprach er zur Versammlung, und Alles schaute leuchtenden Blickes auf Beide.

„Alle Gerüchte sind widerlegt!“ — „Eine Ehe sonder Gleichen!“ — so flüsterte man sich's verstohlen in die Ohren. Aber man täuschte sich. Friedrich führte seinen Grundsatz strenge durch. Königliche Ehre und königliches Ansehen derjenigen, die seine Gattin hieß vor der Welt; die vertraulichen Saiten des Herzens ertönten ihr nie, die eine, dem Herzen so fremde Intrike ihm geworben hatte.

Schönhausen wurde der Königin Sommerresidenz; in Berlin wohnte sie im Königlichen Schlosse. Hier besuchte sie ihr Gemahl und tafelte bei ihr an großen Feiertagen. Sanssouci hat ihr Fuß nie betreten.

So lebte diese königliche Wittwe ein langes, dem Wohlthun und der Erbauung gewidmetes Leben, daß erst unter der Regierung des Nachfolgers ihres großen Gatten sein Ende erreichte.

23.

Die Monarchen Preußens ziehen, sobald sie den Thron bestiegen haben, gen Königsberg, die alte Hauptstadt des Reiches, um dort zuerst die Huldigung ihrer Getreuen zu empfangen.

Die Stadt ist stolz auf diesen Vorzug und gibt dies durch festliche Veranstaltungen aller Art zu erkennen.

Als König Friedrich der Zweite durch das Nassengarten'sche Thor einzog, da ritten ihm auch die festlich geschmückten Fleischer entgegen, mit ihrer Fahne voran, dem alten Herkommen gemäß, in rothbraunen Röcken und Eichenzweige auf den kleinen dreieckigen Hüten.

Es war ein langer Weg, den der Zug zurückzulegen hatte; denn es ging am alten Schlosse vorüber, die französische Straße, den schiefen Berg entlang, über den Roßgarten'schen Markt, immer weiter, einer erst neu angelegten Straße zu, gegen deren Ende ein stattliches, geräumiges Gebäude sich befand, welches das Königliche Palais genannt wurde. Es ist dasselbe, in dem heute der merkwürdige Bücherschatz aufbewahrt wird, den jeder Fremde gewiß in Augenschein nimmt.

Die Abgeordneten des Magistrats, die den neuen Herrscher zu bewillkommen erschienen waren, glaubten das höfliche Anliegen vorbringen zu müssen, der König wolle doch der neuen, noch namenlosen Straße einen Namen zu ertheilen die Gnade haben. Allein dem von der Reise, dem Kanonendonner, dem Glocken-

geläute und dem Vivatrufen sehr angegriffenen Könige, kam dieses Gesuch sehr ungelegen.

„Eine neue Sorge!“ rief er mit sarkastischer Miene, und die guten Herren vom Magistrat waren so höflich, nicht weiter in den König zu dringen, und begnügten sich mit dem, was er gesagt hatte. Die Straße, die eine der schönsten Königsbergs wurde, hieß fortan die „Neue Sorge“ und behielt diesen Namen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo sie ihn mit dem der Königsstraße vertauschte.

Als der feierliche Zug durch die Langgasse der Pregelinsel ging, stand auf der zierlich mit Eisengitter umzäunten Erhöhung, Woll'm genannt, eines rothbemalten Hauses, an der Ecke der Brodbänkenstraße, ein kleiner Junge in schwarzen, kurzen Lederhosen und einem dunkelblauen, langen Leibrocke, der sich ganz ungeberdig benahm, in die Hände klatschte und hoch aufsprang, dann wieder laut schrie und lachte. Das Haus gehörte dem Apotheker Cholevius, der seine ehrbaren Gäste, aus der Sippschaft und seinen Miteinwohnern des Hauses bestehend, festlich bewirthete. Den Jungen aber kannte Niemand und als man ihn befragte, sagte er, daß er aus Wehlau, einem zehn Meilen von Königsberg entfernten Städtchen, gebürtig, und sein Vater ein wohlhabender Fischhändler sei, der mit seiner Waare allwöchentlich den Pregel hinabsegle und delikate Kaulbarsche und Karauschen den Königsberger Leckermäulern mitbringe. Sein Vater habe nun aber von Seiten der gesammten Fischerzunft einen großen Hecht in die königliche Küche zu liefern und er erwarte ihn hier und freue sich über alle die Herrlichkeiten, die er sehe, mehr aber noch über das schöne Geschenk, das ihm der Vater mitbringen werde.

Kaum war der Zug zu Ende, die Honoratioren bei Herrn Cholevius nahmen eben unter unzähligen Complimenten Abschied und stolperten die Steintreppe des Woll'ms hinab, da kam der alte Wehlauer mit Thränen in den Augen und zitternden Händen, um seinen Sohn zu suchen, wo er ihn gelassen. Seine übergroße Rührung kam aber daher, daß er von des Königs Majestät höchsteigenhändig ein großes Goldstück empfangen hatte.

Die Sache ist wohl an sich unerheblich; größere Geschenke und Gnaden wurden an jenem Tage an würdigere und bekanntere Personen vertheilt. Das einzige Interessante ist vielleicht nur, daß ein Enkel jenes Jungen, der sich so übermäßig vor der Thür des Herrn Cholevius freute, eben diese Geschichte nach hundert Jahren dem Publikum erzählen kann. Das Goldstück, die einzige hohe Gnade,

deren sich die Familie zu erfreuen hatte, kam aber noch desselben Abends abhanden. Die guten Wehlauer drängten sich nämlich mit den Tausenden Neugieriger zu der prächtigen Wasserfahrt auf dem Schloßteich, und da ging denn der herrliche Hort verloren. Er blieb es unwiederbringlich. Seitdem kehrten keine Strahlen Königlicher Gnade mehr auf die armen Leute, und das geringe Glück, was ein Jeder sich errang, verschaffte ihm redliches, aber mühevolles Streben! —

Gleich den Venetianischen Dogen, die sich am Tage der Krönung mit dem adriatischen Meere wie mit der liebenden Braut vermählten, so feiert auch der junge Herrscher von Preußen seine Anwesenheit in Königsberg durch einige solenne Wasserfahrten auf Pregel und Schloßteich, nicht um, wie der Doge, seine Allianz und Herrschaft anzudeuten, sondern weil die spärlichen Unterhaltungen, welche die Stadt nur zu gewähren im Stande ist, dadurch einen Reiz mehr erhalten und an Mannichfaltigkeit gewinnen.

Der zwanzigste Juli 1740 war segensreich zu Ende gegangen. Die Erbhuldigung war geschehen, und der König hatte alle Magazine Königsbergs der Armuth öffnen lassen. Provinzen, die der Mangel drückte, erhoben sich an dem Segen der ostpreußischen Lande.

Friedrichs Brust hob sich im Gefühle Wohlthaten zu spenden, Recht zu üben und der Beglücker seines Volks zu werden. In diesem Sinne trugen auch die goldenen und silbernen Medaillen, die ausgegeben und ausgeworfen wurden, die Umschrift: **Felicitas Populi.**

Die plätschernden Wogen des Schloßteichs durchschifften Hunderte von geschmückten Gondeln; die Gärten am Ufer, die lange Brücke, damals noch mit den wundersamen Treppen in der Mitte, die ihr eine Aehnlichkeit mit dem weltberühmten Rialto in Venedig gaben, flammten in tausendfachem Lichte, und die klarste Sommernacht, wie sie um die Zeit des längsten Tages nur der Norden kennt, hatte ihren sternendurchwirkten Baldachin über das glückliche Königsberg gespannt. Da nahete vom Roßgarten her, durch die Weißgerbergasse der Zug der Königlichen Kaleschen, und Friedrich, von seinen höchsten Dienern und seinen besten Freunden umgeben, bestieg die reichverzierte Gondel, die ihn unter einem Triumphthore erwartete.

Wie sie nun hinglitt durch die kleinen Wellen, die sie im stillen Teiche selbst erzeugte, wie die Musik begann und die türkisch gekleideten Matrosen im melodischen Tacte die Ruder bewegten,

oben der Sternenhimmel über den glücklichen Menschen, unten der Sternenhimmel, den das Wasser wiederstrahlte, und nun Alles Lust, Freude, Seligkeit, entzückenden Rausch nur athmete, da trat der junge König weit vor an den Rand des Schiffes, den Blick umflort zum Himmel gewendet, und drückte einem neben ihm stehenden, hohen Manne im bereits ergrauenden Haar die Rechte.

Der Mann mußte mit der freien Linken eine Thräne trocknen, die ihm über die Wange rieselte.

Es war Katte's Vater, den Friedrich heute zum Reichsgrafen und Generalfeldmarschall erhoben hatte. —

Am fernen Himmel tauchte aber in diesem Momente ein herrliches, noch ungekanntes Sternbild auf.

Die Astronomen nannten es: „Friedrichs Ehre.“ — Es lag darin keine leere Schmeichelei. Sein Name prangt dort oben für ewige Zeiten in goldener Schrift.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Das Jugendleben Friedrichs des Grossen

Bd.: 2

Stuttgart 1847

P.o.germ. 842 em-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113815-7